1c 163.838

III

1. Talmischmoch

WIENER STADTBIBLIOTHEK

2. Auersperg
3. Kaiserworte
4. Der Schah
5. Theater, Kunst und Literatur
6. Coquelin in Wien
7. Die Maisonne eines Septemberlebens
8. Ihre Freundschaft mit Ibsen
9. Schauspielerkultus
10. Tage des Tannels

Schutzes danken. Daß Herr Ziehrer in der Deputation war, ist erfreulich. Man sieht, daß auch ein berühmt gewordener Komponist nicht immer nur an sein eigenes Interesse denkt, sondern auch die Standesinteressen im Auge hat. Wenn das der selige Hasel erlebt hätte! Was aber wollte Herr Charles Weinberger unter den Deputierten? Welches Interesse kann er haben, sich für eine Erweiterung des autorrechtlichen Schutzes einzusetzen? Es heißt ja sogar, daß die Komponisten »seiner Anregung folgend« korporativ beim Justizminister erschienen sind. Gibt es also wirklich Komponisten, die sich auch einmal von Herrn Weinberger anregen lassen? Österreichische Operetten werden im Ausland aufgeführt, ohne daß die Komponisten Honorare empfangen. Darum dreht sich's. Aber im Ausland stehen wenigstens die Namen der Komponisten auf dem Theaterzettel einer Operette, während im Inland sehr häufig der Name eines ganz andern Komponisten auf dem Zettel steht. Wenn man liest, daß Wiener Operettenerzeuger bei einem österreichischen Minister wären, würde man gewiß im ersten Augenblick glauben, daß es sich entweder um eine Petition zur Milderung der Härten des Befähigungsnachweises oder um eine Abwehr des Schutzes autorrechtlicher Interessen handle. Dann wäre auch eine Kundgebung des Standesbewußtseins erklärlich. Daß die Räuber ein stärkeres Solidaritätsgefühl mit den Komponisten verbindet als diese untereinander, verrät Johann Strauß im »Prinzen Methusalem«, da er in einer der reizvollsten Szenen einen Banditenchor den gefangenen Musiker mit den großmütigen Worten freigeben läßt: »Komponisten tun wir nichts!« Er freilich durfte sich solchen Verrat erlauben, ohne sich selbst verdächtig zu machen. Jene aber, die die Geschmacksverrohung heute mit ihm zu vergleichen wagt, müssen erst mit dem Justizminister autorrechtliche Konferenzen abhalten, um ihre Originalität zu beweisen.

Schmock. Der Ball der antisemitischen Journalistik, der dem Concordiaball auf dem Schweißfuße folgt — oder umgekehrt —, ist einer der Beweise für die unglaubliche Assimilationsfähigkeit des Ariertums. Seit Jahren kennt das »deutsch-österreichische Schrifttum« — so heißt wohl der Jammer — keinen andern Ehrgeiz als die Gebärden des jüdischen Parvenütums zu kopieren. Der Kommerzialrat Kohn zieht den Medschidie-Orden an und geht tanzen: sofort beginnt sich auch der Magistratsdiener Faschingbauer — unter diesem Beruf und Namen subsumiere ich den Begriff des Deutsch-Österreichertums — im Kreise zu drehen. Der Kohn zwingt die Theaterleute mitzutanzen, der Fasching-

bauer tut desgleichen. Der Kommerzialrat nennt alle, die da waren, und alle, die »ihr Fernbleiben entschuldigt hatten«, der Magistratsdiener ist schon beglückt, wenn eine hohe Persönlichkeit ihr Fernbleiben nicht entschuldigt. Jener verwendet das Schmalz der Damen und die Butter, die die Herren auf dem Kopf hatten, um den traditionellen »Glanz« herzustellen, durch den der diesjährige Concordiaball seine Vorgänger übertraf. Der ehrliche Arier sucht einer Versammlung von Betschwestern und Diurnisten noch stärkere Effekte abzugewinnen: »Die Vereinigung aller dieser Vorzüge hat kein anderer Ball aufzuweisen, und da ist es denn wohl erklärlich, daß die Schriftstellergenossenschaft seit ihrem ersten Auftreten als Ballgeberin einen ununterbrochenen Siegeszug zu verzeichnen hat, der vorläufig in dem vorgestrigen Feste kulminierte, der aber vermutlich, obwohl man das für fast ausgeschlossen erachten sollte, im nächsten Jahre doch wieder eine neue Steigerung erfahren wird.« Vermutlich? Sicher! Man glaubt wirklich, bei den tanzenden Juden zu sein, nur daß diese bloß für die Vergangenheit und nicht auch für die Zukunft aufschneiden. Hier und dort beleuchten Siemens & Halske gratis, hier und dort trägt man rote Schweißtücher im Frackausschnitt, hier und dort speist der deutsche Landsmannminister Prade mit. Die Concordia-Leute wußten selbst nicht, wie sie zu der Ehre kamen, und verbreiteten die Version, Herr Prade habe als bewährter Obmann eines Reichenberger Leichenbestattungsvereins wohl geglaubt, zu einem Ballfest jener andern »Concordia« zu kommen. Sein Toast klang in die geheimnisvollen Worte aus: »Wir, die hier versammelt sind, wissen, daß die Erfüllung der Pflicht unser oberstes Gebot ist«. Vielleicht meinte Herr Prade, daß die Verpflichtung zu soupieren ein gemeinsames Band zwischen den Vertretern des deutschen Hochgedankens und den Koulissenschnüfflern herstelle. Interessant ist, daß der antisemitische Ballbericht in jenen Phrasen förmlich noch schwelgt, die ihren jüdischen Erfindern schon zu dumm sind. Daß die Jugend in dieser Nacht nur sehr schwer zu ihrem Tanzrecht gelangen kann, ist bekannt; aber ihr Anwalt in der ‚Neuen Freien Presse' setzt die Erklärung bereits in Gänsefüßchen und nennt sie respektlos eine Phrase. Unglaubhaft ist übrigens, daß Strindberg auf dem Concordiaball gewesen sei. Das ‚Extrablatt' behauptet's; aber ich glaube, daß der strenge Winter die Ausführung seines alten Wunsches, aus Stockholm einmal im Fasching nach Wien zu kommen und den Klinenberger kennen zu lernen, verhindert haben dürfte. Dagegen ist es gewiß glaubhaft, daß ein Herr namens Dattelzweig anwesend war... Bei Kohns

und bei Paschingbauers wurde also wieder einmal getanzt. Und wenn sie sich auch in die Terminologie teilen, sie meinen doch jeder etwas anderes. Von dem »Glanz«, der über der ersten Zeile des Ballberichtes liegt, bis zur Reklame für die Champagnerfirma. »Die auf dem Feste zum Ausschank gelangten Marken, die sich uneingeschränkter Anerkennung erfreuten, waren . . .« Es ist fast rührend, selbst diesen zweifellos gewinnenden Zug der jüdischen Presse in der antisemitischen getreulich imitirt zu sehen. Und doch — welch ein Unterschied! Beim Juden gibt's selbstverständlich durchwegs französische Marken — der deutsche Mann übt Treu und Redlichkeit und trinkt »Kleinoschegg.«

Wiener. Die Nachrichten aus Chile, Grönland und Großwardein, die neulich in das Wiener High-life und von da in die aufhorchende Welt drangen, bedürfen einer Ergänzung. Die ‚Wiener Bilder' bringen das Porträt des Grönlandforschers Trebitsch — in der typischen Equipierung des arktischen Reisenden: Sommergewand, Panamahut und Spazierstock — und wissen dazu einige hochinteressante Aufklärungen zu geben. Wir erfahren, daß Trebitsch seine Grönlandreise »im Auftrage der Akademie der Wissenschaften unternommen« habe. Das konnten wir freilich nicht ahnen. Trebitsch hat namentlich den grönländischen Volksgesang studiert. »Ein Männerlied warnt die Mädchen vor den in Grönland ganz unnötigen dänischen Kaufmannsgehilfen . . . . Diese und sonstige Lieder kamen unter großer Heiterkeit zum Vortrag; das Musikalische hatte Anklänge an den ‚Kleinen Kohn' und verschiedene Polkas . . . . Der Menschenschlag verschönert sich wohl durch Vermischung mit den Dänen, doch achtet das ein ‚rassenreiner' Grönländer nicht«. Ich gab neulich der Meinung Ausdruck, daß einer, der zum Handlungsreisenden nicht taugt, nicht deshalb allein schon Forschungsreisender werden sollte. Nun geben mir die Erfahrungen, die Herr Trebitsch in Grönland gemacht hat, recht. Die »rassenreinen« Grönländer, hören wir, mögen die »Dänen« nicht. Und besonders nicht die in Grönland ganz unnötigen »dänischen Kaufmannsgehilfen«, denen sie nicht einmal die wissenschaftliche Absicht glauben. Als Herr Trebitsch in Grönland ankam, hörte er auch sofort die Melodie: »Haben Sie nicht den kleinen Kohn gesehn?« Wie eine plötzliche Eingebung überkam es die Grönländer; nicht den Einzugsmarsch aus Tannhäuser sangen sie, sondern den kleinen Kohn. Was nun die Warnung vor den dänischen Kaufmannsgehilfen betrifft, so scheint sie bei den Grönländerinnen zu wirken. Sie tragen, wie Trebitsch fest-

2

2 Talmuschkinsch

N

2/07

DER TALMISCHMOCK

Februar 1907

Der Ball der antisemitischen Journalistik, der dem Concordiaball auf dem Schweißfuße folgt, ist einer der stärksten Beweise für die Assimilationsfähigkeit des Ariertums. Seit Jahren kennt das »deutsch-österreichische Schrifttum« — so heißt wohl der Jammer — keinen andern Ehrgeiz als die Gebärden des jüdischen Parvenutums zu kopieren. Der Kommerzialrat Kohn zieht den Medschidie-Orden an und geht tanzen: sofort beginnt sich auch der Magistratsdiener Faschingbauer — unter diesem Beruf und Namen fasse ich den Begriff des Deutsch-Österreichertums zusammen — im Kreise zu drehen. Der Kohn zwingt die Theaterleute mitzutanzen, der Faschingbauer tut desgleichen. Der Kommerzialrat nennt alle, die da waren, und alle, die »ihr Fernbleiben entschuldigt hatten«, der Magistratsdiener ist schon beglückt, wenn eine hohe Persönlichkeit ihr Fernbleiben nicht entschuldigt. Jener verwendet das Schmalz der Damen und die Butter, die die Herren auf dem Kopf hatten, um den beliebten »Glanz« herzustellen, durch den immer der diesjährige Concordiaball seine Vorgänger übertraf. Der ehrliche Arier sucht einer Versammlung von Betschwestern und Diurnisten noch stärkere Effekte abzugewinnen: »Die Vereinigung aller dieser Vorzüge hat kein anderer Ball aufzuweisen, und da ist es denn wohl erklärlich, daß die Schriftstellergenossenschaft seit ihrem ersten Auftreten als Ballgeberin einen ununterbrochenen Siegeszug zu verzeichnen hat, der vorläufig in dem vorgestrigen Feste kulminierte, der aber vermutlich, obwohl man das für fast ausgeschlossen erachten sollte, im nächsten Jahre doch wieder eine neue Steigerung erfahren wird.« Vermutlich? Sicher! Man glaubt wirklich bei den tanzenden Juden zu sein, nur daß diese bloß für die Vergangenheit und nicht auch für die Zukunft aufschneiden. Hier und dort beleuchten Siemens & Halske gratis, hier und dort trägt man rote Schweißtücher im Frackausschnitt, hier und dort speist der deutsche Landsmannminister Prade mit. Die Concordia-Leute wußten selbst nicht, wie sie zu der Ehre kamen, und verbreiteten die Version, Herr Prade, der nicht nur Minister, sondern auch Obmann eines Reichenberger Leichenbestattungsvereins ist, habe wohl geglaubt, zu einem Ballfest jener andern »Concordia« zu kommen. Sein Toast klang in die geheimnisvollen Worte aus: »Wir, die hier versammelt sind, wissen, daß die Erfüllung der Pflicht unser oberstes Gebot ist«. Vielleicht meinte Herr Prade, daß die Verpflichtung zu soupieren ein gemeinsames Band zwischen einem Vertreter des deutschen Hochgedankens und den Kulissenschnüfflern herstelle. Interessant ist, daß der antisemitische Ballbericht in jenen Phrasen förmlich noch schwelgt, die ihren jüdischen Erfindern schon zu dumm sind. Daß die Jugend in dieser Nacht nur sehr schwer zu ihrem Tanzrecht gelangen kann, ist bekannt; aber ihr Anwalt in der ‚Neuen Freien Presse' setzt die Erklärung bereits in Gänsefüßchen und nennt sie eine Phrase. Unglaublich ist übrigens, daß Strindberg auf dem Concordiaball gewesen sei. Das ‚Extrablatt' behauptets; aber ich glaube, daß der strenge Winter die Ausführung seines alten Wunsches, aus Stockholm einmal im Fasching nach Wien zu kommen und den Klinenberger kennen zu lernen, verhindert haben dürfte. Dagegen ist es gewiß glaubhaft, daß ein Herr namens Dattelzweig anwesend war ... Bei Kohns und bei Faschingbauers wurde also wieder einmal getanzt. Und wenn sie sich auch in die Terminologie teilen, sie meinen doch jeder etwas anderes. Von dem »Glanz«, der über der ersten Zeile des Ballberichtes liegt, bis zur Reklame für die Champagnerfirma. »Die auf dem Feste zum Ausschank gelangten Marken, die sich uneingeschränkter Anerkennung erfreuten, waren...« Es ist fast rührend, selbst diesen zweifellos gewinnenden Zug der jüdischen Presse in der antisemitischen getreulich imitiert zu sehen. Und doch — welch ein Unterschied! Beim Juden gibts selbstverständlich durchwegs französische Marken — der deutsche Mann übt Treu und Redlichkeit und trinkt »Kleinoschegg«.

DER TALMISCHMOCK

Februar 1907

Der Ball der antisemitischen Journalistik, der dem Concordiaball auf dem Schweißfuße folgt, ist einer der stärksten Beweise für die Assimilationsfähigkeit des Ariertums. Seit Jahren kennt das »deutsch-österreichische Schrifttum« — so heißt wohl der Jammer — keinen andern Ehrgeiz als die Gebärden des jüdischen Parvenutums zu kopieren. Der Kommerzialrat Kohn zieht den Medschidie-Orden an und geht tanzen: sofort beginnt sich auch der Magistratsdiener Faschingbauer — unter diesem Beruf und Namen fasse ich den Begriff des Deutsch-Österreichertums zusammen — im Kreise zu drehen. Der Kohn zwingt die Theaterleute mitzutanzen, der Faschingbauer tut desgleichen. Der Kommerzialrat nennt alle, die da waren, und alle, die »ihr Fernbleiben entschuldigt hatten«, der Magistratsdiener ist schon beglückt, wenn eine hohe Persönlichkeit ihr Fernbleiben nicht entschuldigt. Jener verwendet das Schmalz der Damen und die Butter, die die Herren auf dem Kopf hatten, um den beliebten »Glanz« herzustellen, durch den immer der diesjährige Concordiaball seine Vorgänger übertraf. Der ehrliche Arier sucht einer Versammlung von Betschwestern und Diurnisten noch stärkere Effekte abzugewinnen: »Die Vereinigung aller dieser Vorzüge hat kein anderer Ball aufzuweisen, und da ist es denn wohl erklärlich, daß die Schriftstellergenossenschaft seit ihrem ersten Auftreten als Ballgeberin einen ununterbrochenen Siegeszug zu verzeichnen hat, der vorläufig in dem vorgestrigen Feste kulminierte, der aber vermutlich, obwohl man das für fast ausgeschlossen erachten sollte, im nächsten Jahre doch wieder eine neue Steigerung erfahren wird.« Vermutlich? Sicher! Man glaubt wirklich bei den tanzenden Juden zu sein, nur daß diese bloß für die Vergangenheit und nicht auch für die Zukunft aufschneiden. Hier und dort beleuchten Siemens & Halske gratis, hier und dort trägt man rote Schweißtücher im Frackausschnitt, hier und dort speist der deutsche Landsmannminister Prade mit. Die Concordia-Leute wußten selbst nicht, wie sie zu der Ehre kamen, und verbreiteten die Version, Herr Prade, der nicht nur Minister, sondern auch Obmann eines Reichenberger Leichenbestattungsvereins ist, habe wohl geglaubt, zu einem Ballfest jener andern »Concordia« zu kommen. Sein Toast klang in die geheimnisvollen Worte aus: »Wir, die hier versammelt sind, wissen, daß die Erfüllung der Pflicht unser oberstes Gebot ist«. Vielleicht meinte Herr Prade, daß die Verpflichtung zu soupieren ein gemeinsames Band zwischen einem Vertreter des deutschen Hochgedankens und den Kulissenschnüfflern herstelle. Interessant ist, daß der antisemitische Ballbericht in jenen Phrasen förmlich noch schwelgt, die ihren jüdischen Erfindern schon zu dumm sind. Daß die Jugend in dieser Nacht nur sehr schwer zu ihrem Tanzrecht gelangen kann, ist bekannt; aber ihr Anwalt in der ‚Neuen Freien Presse' setzt die Erklärung bereits in Gänsefüßchen und nennt sie eine Phrase. Unglaublich ist übrigens, daß Strindberg auf dem Concordiaball gewesen sei. Das ‚Extrablatt' behauptets; aber ich glaube, daß der strenge Winter die Ausführung seines alten Wunsches, aus Stockholm einmal im Fasching nach Wien zu kommen und den Klinenberger kennen zu lernen, verhindert haben dürfte. Dagegen ist es gewiß glaubhaft, daß ein Herr namens Dattelzweig anwesend war ... Bei Kohns und bei Faschingbauers wurde also wieder einmal getanzt. Und wenn sie sich auch in die Terminologie teilen, sie meinen doch jeder etwas anderes. Von dem »Glanz«, der über der ersten Zeile des Ballberichtes liegt, bis zur Reklame für die Champagnerfirma. »Die auf dem Feste zum Ausschank gelangten Marken, die sich uneingeschränkter Anerkennung erfreuten, waren...« Es ist fast rührend, selbst diesen zweifellos gewinnenden Zug der jüdischen Presse in der antisemitischen getreulich imitiert zu sehen. Und doch — welch ein Unterschied! Beim Juden gibts selbstverständlich durchwegs französische Marken — der deutsche Mann übt Treu und Redlichkeit und trinkt »Kleinoschegg«.

DIE FACKEL

NR. 216 WIEN, 9. JÄNNER 1907 VIII. JAHR

Auersperg.

Nun ist der Meinungsstreit, ob Österreichs Wahlreformkleid länger oder kürzer, bunter oder schlichter ausfallen solle, beendet. Und die Freude über ein schönes Totenhemd klingt wie der Jubel über eine Genesung. Gönnen wir den sozialdemokratischen Familienangehörigen die Illusion. Österreich wird bei Königgrätz geschlagen und siegt bei Austerlitz! Und zwischen ‚Arbeiterzeitung' und den anderen bürgerlichen Blättern sei künftig kein Mißverständnis mehr . . .

Auch über den Fürsten Karl Auersperg sind sie ja einig. Sie verachten ihn gemeinsam und werden gemeinsam von ihm verachtet. Heil dem Fürsten Auersperg! Er hat in einer Zeit, in der es von den höchsten Höhen in die niedrigsten Regionen schweifwedelt und speichelleckt, in der die Herren um die Gunst der Lakaien buhlen und in der eine Streberei nach unten ausgebrochen ist, die die harmlose alte Liebedienerei durch eine gefährliche Dienerliebelei zu ersetzen droht, er hat in diesen Tagen schlimmster Erniedrigung ein mutiges Beispiel gegeben und eine Aristokratie rehabilitiert, die man längst für eine lebendige Illustration des ‚Salonblatts' zu halten gewohnt war. Nicht nur, weil er durch eine Meisterrede bewiesen hat, daß österreichische Aristokraten auch außerhalb der Verpflichtung, als Sandwichmen für Wohltätigkeitsbazare zu fungieren, etwas leisten können. Nicht nur, weil er mit kühner Klarheit und über den herkömmlichen Sinn der »Er-

presserpolitik« hinaus die parlamentarische Situation als eine Chance »jener glücklichen Besitzer so und so vieler Dringlichkeitsanträge« gedeutet, weil er die österreichische Wahlreform ausnahmsweise nicht als das größte Ereignis seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, sondern als einen reellen Mandatshandel mit Anpassung der Volksbedürfnisse an die »Bedürfnisse der einzelnen Abgeordneten« gewürdigt und weil er den Siegesrausch der Regierung durch den kühlen Verweis ernüchtert hat: »Wenn man zur Flickarbeit berufen ist, so muß man Flickarbeit machen, sich aber nicht mit dem Mantel großer Taten drapieren«. Mehr noch, weil er es gewagt hat, zwischen dem Volkswillen und jener öffentlichen Meinung, die die Wahlreform als eine Messiastat propagiert, zu unterscheiden und einer der dicksten Lügen, die je zur Benebelung der Gehirne ausgeheckt wurden, mit lautem Wort die Reverenz zu versagen. Weil er den in unseren Tagen nicht hoch genug zu preisenden Mut nach unten hatte. Und weil er, der liberale Politiker, der Führer jener Partei, deren Organ die ‚Neue Freie Presse' ist, jenes Urteil über die Journalistik gesprochen hat, das am nächsten Tag ein rotes Meer journalistischer Empörung zu herrenhaushohen Wellen peitschte. »Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man das Wort Presse sehr häufig in Volkskreisen nicht so einfach nennt, sondern in Zusammensetzungen, die einen konfessionellen oder naturgeschichtlichen Charakter tragen, und welche durchaus nicht aussprechen, daß man die Dinge, die in der Presse stehen, ernst nimmt oder als den Willen der Bevölkerung ansieht.« Die Schmöcke heulten laut auf, und einer, der nur winseln kann — der sentimentale Ironiker der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung', der manchmal zur Abhärtung in den Leitartikel gesteckt wird —, nannte es »ein Musterbeispiel parfumierter Rohheit« und ein paar Zeilen später einen Beweis »schlecht verhehlter Schimpflust«. Hätte der Fürst Auersperg sich's nicht

mit Herrn Polgar verdorben, er könnte bei ihm Logik studieren. Und brächten die Polemiker der Wiener Tagespresse so viel Temperament auf wie ein Aristokrat, der nur »näseln« kann, sie könnten von dem mitleidig behöhnten »Herrenhäusler« lernen, wie man ein wütiges Urteil zu elegantem Ausdruck bringt. Denn was er sprach, war wirklich ein Musterbeispiel parfumierter Rohheit. Ich bemühe mich es zu erreichen, wenn ich sage, daß der Fürst Auersperg endlich wieder jenes Verhältnis zwischen dem Zeitungspapier und den Konsumenten hergestellt hat, das bei Hintansetzung verwöhnterer Ansprüche immerhin hygienischer ist als die Lektüre.

»Der Name Auersperg ist in Österreich so hochverehrt und mit so ruhmvollen Erinnerungen gerade aus der Verfassungsgeschichte verknüpft, daß es schmerzlich berührt, zu sehen, bis zu welchem Grade der Verirrung ein Mann geraten konnte, der diesen Namen trägt . . .« Der Schmerz, der aus diesen Worten dringt, ist so herzzerreißend, daß man beinahe den Stolz der ‚Neuen Freien Presse' auf die Ahnen des Fürsten Auersperg zu würdigen vergißt. Das ist der Gram des von rauhen Enkeln hinausgeworfenen ~~»Bedienten«~~, der sich noch daran erinnern kann, daß er ~~den~~ alten ~~Herrn~~ mit Erfolg angeschnorrt hat, während er die Kinder auf den Knien schaukeln durfte. »Der Name Auersperg . . .« Die ‚Neue Freie Presse' denkt an Carlos, Adolf und an den Verfasser so vieler langweiliger Gedichte, die unter dem Namen Anastasius Grün noch heute Völkerfrühling und Schuljugend belasten. Aber die ruhmvollen Erinnerungen des Hauses verknüpfen sich für eine Generation, die sich beim Erinnern nicht so sehr anstrengen muß, mit dem Namen eines jüngeren Auersperg, der vor acht Jahren im niederösterreichischen Landtag eine Rede gegen die Journalistik gehalten hat, die so vortrefflich war, daß auch damals schon die ‚Neue Freie Presse' die ruhmvollen Erinnerungen des Hauses

Auersperg beschwor. Und dieser jüngere Auersperg war niemand anderer als der pietätlose Träger jenes Namens, der jetzt im Herrenhaus das Andenken der ‚Neuen Freien Presse' an seine Vorfahren so gröblich beleidigt hat. Ende Mai 1899 — das Gedächtnis der liberalen Journalistik reicht bloß bis in die siebziger Jahre — wurde in Wien zwischen dem Fürsten Karl Auerperg und der Presse dieselbe Meinungsverschiedenheit in derselben Form ausgetragen wie heute. Kein gramgebeugter Schmock weiß es mehr und sie werden, bis wieder ein Auersperg sich zu Adonai bekennt, von Carlos und Adolf und jenem lyrischen Ahnherrn träumen. »In unseren Redaktionsräumen gährt es gewaltig« — so schrieb ich in Nr. 6 der ‚Fackel' — » . . . Was ist geschehen, daß heute sich selbst das ‚Extrablatt' auf die kulturelle Mission der Journalistik berufen darf? Daß ein anderes Annoncenorgan die Presse als eine Königin bezeichnet, die nichts dafür könne, wenn der ‚Saum ihres Purpurmantels hin und wieder den Straßenkot berührt'? Fürwahr, das Ausbleiben einer ‚Beteiligung' vermöchte nicht ärgere Wut hervorzurufen als das abfällige Wort, das sich Fürst Auersperg in einer der letzten Landtagsdebatten gegen das Institut der modernen Tagespresse erlaubt hat. Man nennt ihn unter den Nachfolgern des Grafen Thun, und er hat den unziemlichen Versuch gewagt, sich die Gunst der Zeitungen, die er sich in absehbarer Zeit erkaufen wird, vorher ein bißchen zu verscherzen . . . Er hat die moderne Journalistik als ‚eine Schmach des Jahrhunderts' bezeichnet, die man, ‚wie so viele andere hinnehmen' müsse . . . Man sucht den preßfeindlichen Fürsten an die liberalen Traditionen seiner Familie und an das Beispiel seines Oheims Carlos Auersperg zu mahnen, aber man verschweigt, daß auch im Hause Frischauer die einzelnen Mitglieder nichts von einander wissen wollen . . . Die Haltung des Fürsten Auersperg wird

erst, wenn er ans Ruder kommt, vergessen sein, dann wird er seine Ansicht, daß die Journalistik ‚kein reinliches Handwerk' sei, mit vermehrter Erfahrung bei sich behalten«.

Mit Recht meint diesmal die ‚Neue Freie Presse', einem Urteil über die Journalistik im allgemeinen »und über dieses Blatt insbesondere«, wie es Fürst Auersperg ausgesprochen hat, pflege man »in der Regel weder in der Aristokratie des Geistes noch in derjenigen der Geburt zu begegnen«. Heute nämlich. In der Aristokratie des Geistes sind offene Bekenntnisse der Preßverachtung ehedem keine Seltenheit gewesen. Eben gelegentlich der ersten Rede des Fürsten Auersperg zitierte ich Richard Wagners Ansprache an die Mitglieder der Wiener Hofoper, die in Wirklichkeit mit den Worten schloß: »Ich selbst kann mit den Zeitungen nicht in Verbindung treten, denn — ich verachte die Journalistik«, und in den Wiener Abendblättern mit den Worten: »ich hasse die Journalistik«. Und den Fürsten Bismarck, der nicht nur das Deutsche Reich geeinigt, sondern auch Herrn Moriz Benedikt empfangen hat, dürfte die ‚Neue Freie Presse' doch gewiß zur Aristokratie des Geistes zählen. Darin aber hat sie vollständig recht, daß man einer Auffassung, wie sie der Fürst Auersperg vom Wesen der Journalistik bekundet hat, in der Aristokratie der Geburt sonst gewiß nicht begegnet. Am allerwenigsten in einer Epoche, in der Mitglieder des kaiserlichen Hauses dem ‚Interessanten Blatt' zu dessen fünfundzwanzigjährigem Jubiläum ihre Bilder mit Autogrammen widmen. In der es möglich wurde, daß ein Blatt, das seit genau fünfundzwanzig Jahren von der elendsten Sensation der Raubmorde und von der meuchlerischen Ausschlachtung des Privatlebens sich nährt, die Feier solchen Abschnittes mit der folgenden Danksagung einleitet:

Der Leser findet in dieser Sammlung die Handschrift von Persönlichkeiten, die durch hohe Geburt zu den

allerersten unserer Monarchie und des Auslandes gehören, charakteristische Beiträge von mancher Hand, der das Schicksal eine erhabene Fülle von Macht vorbehalten hat. Die Redaktion stattet an dieser Stelle den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses, sowie den ausländischen Fürstlichkeiten für die unserer Jubiläumsnummer huldvollst gewidmeten handschriftlichen Beiträge und Photographien ihren tiefgefühlten, ergebensten Dank ab. Hohes Interesse beanspruchen ferner die uns freundlichst zur Verfügung gestellten Autographen der am Wiener Hofe beglaubigten Vertreter auswärtiger Staaten, sowie diejenigen der Herren österreichischen Minister und hohen militärischen Würdenträger, die in liebenswürdiger Weise unserer Einladung Folge eisteten.

Gewiß, der Fürst Karl Auersperg steht isoliert da unter den Hochgeborenen und Hochgestellten einer Zeit, in der die ‚Armeezeitung' die folgende Nachricht drucken konnte, ohne berichtigt zu werden:

In den Kreisen der Wiener Journalistik wird ein Gerücht kolportiert, das umsomehr danach angetan ist, das Ansehen unseres Offizierskorps herabzusetzen, als es sich leider nicht mehr auf diese Kreise allein beschränkt. In diesen Zirkeln behauptet man, daß der ehemalige Reichskriegsminister Feldzeugmeister Ritter v. Pitreich gelegentlich seines Amtsantrittes bei den Redaktionen verschiedener »einflußreicher« Wiener Blätter, ganz speziell aber bei ihren »militärischen« Redakteuren Antrittsvisiten gemacht, sich vorgestellt und das »Wohlwollen« der betreffenden Herrschaften »erbeten« habe! Ebenso habe er gelegentlich seines Rücktrittes Abschiedsbesuche gemacht und sich bei denselben Herrschaften für das »erwiesene Wohlwollen« höflichst bedankt. Unter den Herren, die sich solcher Besuche laut rühmen, befindet sich auch der militärische Redakteur der — ‚Zeit'. Es ist nun gewiß nichts allzu Seltenes, daß sich ein Minister, vielleicht sogar auch ein Ministerpräsident, in seinem Selbsterhaltungstrieb soweit vergißt, daß er vor der siebenten Großmacht einen derartigen Kotau macht, der den Größenwahnkitzel dieser Herrschaften immer höher aufstacheln muß; wir wissen auch, daß sich sogar ein österreichischer Ministerpräsident dazu hergab, dem Vertreter eines reichsdeutschen Börseblattes seine Aufwartung zu machen und um dessen Wohlwollen zu bitten. Das bleibe diesen Exzellenzen unbenommen, und keiner bückt sich schließlich tiefer als er es verdient. Aber wir sind auch überzeugt, daß sich ein österreichisch-ungarischer Reichskriegsminister, ein k. u. k. Feldzeugmeister nie zu derartigen Handlungen selbstachtungswidriger Opportunität hergegeben hat und auch nie hergeben wird, daß der höchste

Vertreter unserer alten, ehrwürdigen Armee sich nie und nimmer dazu hergegeben hat, einen Nichtmilitär, ja sogar einen Untergebenen (Reserveoffizier) um sein Wohlwollen in militärischen Angelegenheiten zu bitten und derart ganz entgegen den Bestimmungen des Dienstreglements für das k. u. k. Heer, I. Teil, Punkt 102, zu handeln. Da es immerhin aber außerhalb des Heeres Personen gibt, die auch an ein solch unsinniges Gerücht glauben, fühlen wir uns verpflichtet, hiermit diese Gerüchte festzuhalten, damit unsere amtlichen Stellen Gelegenheit haben, ihnen entgegenzutreten und die große Öffentlichkeit darüber aufzuklären, ob wirklich ein Minister sich in solcher Weise vergessen konnte oder ob nur einige kleine Journalisten auf Kosten der Wahrheit geprahlt haben.

Ich kann die ‚Armeezeitung' beruhigen. Gerüchte, wie sie sie vernommen haben will, mögen nicht wahr sein. Schlimmer als ihre zufällige Wahrheit ist, daß sie wahrscheinlich sind. Österreichische Feldzeugmeister haben — schwarz auf weiß kann man's in jener Festnummer lesen — das ‚Interessante Blatt' beglückwünscht, und wenn sich nicht die Feldwebel daran erinnerten, daß die Gründung der Jubiläumsmedaille einem andern Anlaß entstammt, man würde glauben, sie hänge mit dem Jubiläum des ‚Interessanten Blattes' zusammen! Einem illustrierten Kolportageblatt, der Wochenschrift für jene Raubmörder, denen das ‚Extrablatt' zu wenig spannend ist, hat der Präsident des Obersten Militärgerichtshofes seine Photographie mit der Widmung übersendet: »Die besten Wünsche der Fortentwicklung und dem Gedeihen des Interessanten Blattes in echt patriotischem Sinne bringt entgegen Wilhelm von Dessovic, Feldzeugmeister. Wien, im Dezember 1906.« Einem Blatt, dessen Vertreter in Sterbehäuser dringen und der von einer Katastrophe betroffenen Familie, die weitere Unannehmlichkeiten vermeiden möchte, die Erlaubnis der Photographierung eines Leichnams abnötigen, einem Blatt, das in der berüchtigten Rubrik »Tutti Frutti« die Wiener Gesellschaft mit der Enthüllung von Eheskandalen be-

droht, hat der General-Artillerieinspektor eine Zuschrift gewidmet, deren Tiefsinn leider nicht einmal eine Bosheit bergen dürfte: »Die Kenntnis der Waffe ist die Grundlage für ihre zweckmäßige Verwendung. Kropatschek, Feldzeugmeister.« Aber zweifellos ernst meint es jener andere Würdenträger, der einer Zeitung, die seit fünfundzwanzig Jahren den Rohheitsdelikten der Wiener Bevölkerung Vorschub leistet, den Ausspruch zur Verfügung stellt: »Die Volksschule soll das Kind nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen.« Und dazu eine Photographie. »Wer ist das?« Der Minister für Kultus und Unterricht! Der Rektor der Wiener Universität aber schreibt, die Wissenschaft könne »nur gedeihen, wenn sie enge Fühlung mit dem Leben und den Interessen der Gesamtheit sucht und behält«, und um einmal den Anfang zu machen, tritt die Wissenschaft mit dem ‚Interessanten Blatt' in Fühlung, wobei es ihr gar nichts verschlägt, daß gleich daneben die Gerda Walde auf die gleiche Idee verfällt. Ein Hintertreppenblatt, das Leichenphotographien, die es nicht erpressen kann, zu erschleichen pflegt — man lese die Geschichte einer Illustration in den Nummern 106 und 107 der ‚Fackel' nach —, weiß gar nicht, welche Hand es zuerst erfassen soll, die sich ihm an seinem Geburtstage entgegenstreckt: Fürsten, Feldherren, Minister, Gesandte, Gelehrte und Soubretten balgen sich um die Ehre. Nicht unbegreiflich. Hat das ‚Interessante Blatt' Raubmorde verschuldet, so muß man anderseits zugeben, daß es auch Raubmorde entdecken geholfen hat. Und wenn man bedenkt, daß der Respekt vor einer Fähigkeit, die man selbst nicht hat, eine menschliche Eigenschaft ist, so wird man vollends die Verehrung begreifen, die der Polizeipräsident von Wien dem ‚Interessanten Blatt' entgegenbringt. Er ist ihm treu — bis über die Geburt: »Gute fünfundzwanzig Jahre verfolge ich Ihr Blatt

mit großem Interesse, und ich glaube, es ist auf der richtigen Fährte. J. Ritter von Habrda, Polizeipräsident.« Wenn die Behörden sonst ein Blatt, ein Blatt, das die Kultur propagiert, mit Interesse verfolgen, so pflegen Beschlagnahmeverfügungen und keine Anerkennungsschreiben die Tätigkeit der Redaktion zu belohnen. Aber die Polizei, die neidlos jeden bewundert, der auf der richtigen Fährte ist, verfolgt eben ein Blatt, das Einbruchsdiebstähle propagiert, nicht anders als sie die Einbrecher verfolgt und ganz anders, als sie die Prostituierten verfolgt . . .

Ach ja, die Oberen wissen die Mission der Presse in der Regel besser zu würdigen als dieser entartete Sproß eines liberalen Fürstenhauses. Die österreichische Regierung sendet ihren Vertreter, wenn des Herrn Lippowitz Scherengeburt zehn Jahre alt wird. Der Weihbischof Marschall, kirchliche und staatliche Würdenträger umdrängen den Jacques Fürst, wenn er der Enthüllung des Denkmals Karls des Großen beiwohnt und — nicht für das ‚Interessante Blatt' — photographiert wird. Kein noch so Hochgestellter wagt es, dem letzten Erpresserblatt einen Artikel, ein Interview, die Beantwortung einer »Rundfrage« zu versagen. Die reizbare Männerschwäche ist bei uns bis zu einem Grade gediehen, daß der bloße Gedanke an die öffentliche Dame schon zum Gefühlsverlust führt und den Würdenträger willenlos dem Wechsel zwischen strenger Massage und liebevoller Behandlung preisgibt. Nie hat der Name »Würdenträger« einen spaßigeren Klang gehabt, und das Recht auf die Geheimnisse der hohen Herren ist vom Kammerdiener auf den Reporter übergegangen. Provinztenoristen aber, die ihre Antrittsvisite machen wollen, gelangen nicht ins Innerste der Redaktion, weil immer schon ein Kriegsminister drin ist . . . Darum ist die Tat des Fürsten Auersperg, der den Provinztenoristen wieder den Vortritt sichert, des Aufsehens

wert. Sie muß so aufrüttelnd wirken, daß sich die Frage echoartig fortpflanzt: Vor welchem Geschmeiß haben wir uns erniedrigt? . . . Wenn nicht, dürfen wir der Furcht leben, daß die künftigen Kriege Osterreichs von Mitarbeitern des ‚Interessanten Blattes' geführt werden. Diese Furcht wäre allerdings durch die Hoffnung gemildert, daß es dazu überhaupt nicht mehr kommen wird. Wir nach 1859 und 1866 gebornen Patrioten finden unsern Trost in der Zuversicht: Die siebente Großmacht ist die letzte, die Österreich besiegt!

Die Ära nach dem Prozeß Riehl.

Es ist also ausgemacht: Der Geschlechtsverkehr soll in Österreich abgeschafft werden. Der Buraukretinismus hat — wie sagt man doch — »diese Maßnahme nach genauester Pflegung von Erhebungen ins Auge gefaßt«. Zugleich mit der Erhöhung der Telephongebühren. Es soll seit dem Pro[illegible] bewiesen werden, daß »was gschieht«, und weil [illegible] er Grüne- [illegible]se Polizei

ᵗ 8/1
3
I

AUERSPERG

Jänner 1907

Nun ist der Meinungsstreit, ob Österreichs Wahlreformkleid länger oder kürzer, bunter oder schlichter ausfallen solle, beendet. Und die Freude über ein schönes Totenhemd klingt wie der Jubel über eine Genesung. Gönnen wir den sozialdemokratischen Redakteuren die Illusion. Österreich wird bei Königgrätz geschlagen und siegt bei Austerlitz! Und zwischen ‚Arbeiter-Zeitung' und den anderen bürgerlichen Blättern sei künftig kein Mißverständnis mehr . . .

Heuren

Auch über den Fürsten Karl Auersperg sind sie ja einig. Sie verachten ihn gemeinsam und werden gemeinsam von ihm verachtet. Heil dem Fürsten Auersperg! Er hat in einer Zeit, in der es von den höchsten Höhen in die niedrigsten Regionen schweifwedelt und speichelleckt, in der die Herren um die Gunst der Lakaien buhlen und in der eine Streberei nach unten ausgebrochen ist, die die harmlose alte Liebedienerei durch eine gefährliche Dienerliebelei zu ersetzen droht, er hat in diesen Tagen schlimmster Erniedrigung ein mutiges Beispiel gegeben und eine Aristokratie rehabilitiert, die man längst für eine lebendige Illustration des ‚Salonblatts' zu halten gewohnt war. Nicht nur, weil er durch eine gute Rede bewiesen hat, daß österreichische Aristokraten auch außerhalb der Verpflichtung, als Sandwichmen für Wohltätigkeitsbasare zu fungieren, etwas leisten können. Nicht nur, weil er mit kühner Klarheit und

über den herkömmlichen Sinn der »Erpresserpolitik« hinaus die parlamentarische Situation als eine Chance »jener glücklichen Besitzer so und so vieler Dringlichkeitsanträge« gedeutet, weil er die österreichische Wahlreform ausnahmsweise nicht als das größte Ereignis seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, sondern als einen reellen Mandatshandel mit Anpassung der Volksbedürfnisse an die »Bedürfnisse der einzelnen Abgeordneten« gewürdigt und weil er den Siegesrausch der Regierung durch den kühlen Verweis ernüchtert hat: »Wenn man zur Flickarbeit berufen ist, so muß man Flickarbeit machen, sich aber nicht mit dem Mantel großer Taten drapieren«. Mehr noch, weil er gewagt hat, zwischem dem Volkswillen und jener öffentlichen Meinung, die die Wahlreform als eine Messiastat propagiert, zu unterscheiden und einer der dicksten Lügen, die je zur Benebelung der Gehirne ausgeheckt wurden, mit lautem Wort die Reverenz zu versagen. Weil er den in unseren Tagen nicht hoch genug zu preisenden Mut nach unten hatte. Und weil er, der liberale Politiker, der Führer jener Partei, deren Organ die ‚Neue Freie Presse' ist, jenes Urteil über die Journalistik gesprochen hat, das am nächsten Tag ein rotes Meer journalistischer Empörung zu herrenhaushohen Wellen aufpeitschte. »Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man das Wort Presse sehr häufig in Volkskreisen nicht so einfach nennt, sondern in Zusammensetzungen, die einen konfessionellen oder naturgeschichtlichen Charakter tragen, und welche durchaus nicht aussprechen, daß man die Dinge, die in der Presse stehen, ernst nimmt oder als den Willen der Bevölkerung ansieht.« Die Schmöcke heulten laut ~~auf~~ und einer, der nur winseln kann, ein sentimentaler Ironiker, der manchmal zur Abhärtung in den Leitartikel gesteckt wird, nannte es »ein Musterbeispiel parfumierter Rohheit«. Brächten die Polemiker der Wiener Tagespresse so viel Temperament auf, wie

H,

ein Aristokrat, der ~~sonst~~ nur »näseln« kann, sie könnten von dem mitleidig gehöhnten »Herrenhäusler« lernen, wie man ein wütiges Urteil zu elegantem Ausdruck bringt. Denn was er sprach, war wirklich ein Musterbeispiel parfumierter Rohheit. Ich bemühe mich, es zu erreichen, wenn ich sage, daß der Fürst Auersperg endlich wieder jenes Verhältnis zwischen dem Zeitungspapier und den Konsumenten hergestellt hat, das bei Hintansetzung verwöhnterer Ansprüche immerhin hygienischer ist als die Lektüre.

»Der Name Auersperg ist in Österreich so hoch verehrt und mit so ruhmvollen Erinnerungen gerade aus der Verfassungsgeschichte verknüpft, daß es schmerzlich berührt, zu sehen, bis zu welchem Grade der Verirrung ein Mann geraten konnte, der diesen Namen trägt...« Der Schmerz, der aus diesen Worten dringt, ist so herzzerreißend, daß man beinahe den Stolz der ‚Neuen Freien Presse' auf die Ahnen des Fürsten Auersperg zu würdigen vergißt. Das ist der Gram des von rauhen Enkeln hinausgeworfenen galizischen »Faktors«, der sich noch daran erinnern kann, daß er den »Herrn Vater« und den »Herrn Großvater« mit Erfolg angeschnorrt hat, während er die Kinder auf den Knieen schaukeln durfte. »Der Name Auersperg...« Die ‚Neue Freie Presse' denkt an Carlos, Adolf und an den Verfasser so vieler langweiliger Gedichte, die unter dem Namen Anastasius Grün noch heute Völkerfrühling und Schuljugend belasten. Aber die ruhmvollen Erinnerungen des Hauses verknüpfen sich für eine Generation, die sich beim Erinnern nicht so sehr anstrengen muß, mit dem Namen eines jüngeren Auersperg, der vor acht Jahren im Niederösterreichischen Landtag eine Rede gegen die Journalistik gehalten hat, die so vortrefflich war, daß auch damals schon die ‚Neue Freie Presse' die ruhmvollen Erinnerungen des Hauses Auersperg beschwor. Und dieser jüngere Auersperg

war niemand anderer als der pietätlose Träger jenes Namens, der jetzt im Herrenhaus das Andenken der ‚Neuen Freien Presse' an seine Vorfahren so gröblich beleidigt hat. Ende Mai 1899 — das Gedächtnis der liberalen Journalistik reicht bloß in die Siebziger-Jahre — wurde in Wien zwischen dem Fürsten Karl Auersperg und der Presse dieselbe Meinungsverschiedenheit in derselben Form ausgetragen wie heute. Kein gramgebeugter Schmock weiß es mehr und sie werden, bis wieder ein Auersperg sich zu Adonai bekennt, von Carlos und Adolf und jenem lyrischen Ahnherrn träumen. »In unseren Redaktionsräumen gährt es gewaltig« — so schrieb ich damals — ». . . Was ist geschehen, daß heute sich selbst das ‚Extrablatt' auf die kulturelle Mission der Journalistik berufen darf? Daß ein anderes Annoncenorgan die Presse als eine Königin bezeichnet, die nichts dafür könne, wenn der ‚Saum ihres Purpurmantels hin und wieder den Straßenkot berührt'? Fürwahr, das Ausbleiben einer ‚Beteiligung' vermöchte nicht ärgere Wut hervorzurufen als das abfällige Wort, das sich Fürst Auersperg in einer der letzten Landtagsdebatten gegen das Institut der modernen Tagespresse erlaubt hat. Man nennt ihn unter den Nachfolgern des Grafen Thun, und er hat den unziemlichen Versuch gewagt, sich die Gunst der Zeitungen, die er sich in absehbarer Zeit erkaufen wird, vorher ein bißchen zu verscherzen .... Er hat die moderne Journalistik als ‚eine Schmach des Jahrhunderts' bezeichnet, die man ‚wie so viele andere hinnehmen' müsse ... Man sucht den preßfeindlichen Fürsten an die liberalen Traditionen seiner Familie und an das Beispiel seines Oheims Carlos Auersperg zu mahnen, aber man verschweigt, daß auch im Hause Frischauer die einzelnen Mitglieder nichts voneinander wissen wollen .... Die Haltung des Fürsten Auersperg wird erst, wenn er ans Ruder kommt, vergessen sein, dann wird er seine Ansicht, daß die Journalistik

‚kein reinliches Handwerk' sei, mit vermehrter Erfahrung bei sich behalten« . . . /

Mit Recht meint diesmal die ‚Neue Freie Presse', einem Urteil über die Journalistik im allgemeinen »und über dieses Blatt insbesondere«, wie es Fürst Auersperg ausgesprochen hat, pflege man »in der Regel weder in der Aristokratie des Geistes noch in derjenigen der Geburt zu begegnen«. Heute wahrhaftig nicht. Aber einst sind offene Bekenntnisse der Preßverachtung in der Aristokratie des Geistes keine Seltenheit gewesen. Eben gelegentlich der ersten Rede des Fürsten Auersperg zitierte ich Richard Wagners Ansprache an die Mitglieder der Wiener Hofoper, die in Wirklichkeit mit den Worten schloß: »Ich selbst kann mit den Zeitungen nicht in Verbindung treten, denn — ich verachte die Presse«, und in den Wiener Abendblättern mit den Worten: »ich hasse die Presse«. Und den Fürsten Bismarck, der nicht nur das Deutsche Reich geeinigt, sondern auch Herrn Moriz Benedikt empfangen hat, dürfte die ‚Neue Freie Presse' doch gewiß zur Aristokratie des Geistes zählen. Darin aber hat sie vollständig recht, daß man einer Auffassung, wie sie der Fürst Auersperg vom Wesen der Journalistik bekundet hat, in der Aristokratie der Geburt sonst gewiß nicht begegnet. Am allerwenigsten in einer Epoche, in der Mitglieder des kaiserlichen Hauses dem ‚Interessanten Blatt' zu dessen fünfundzwanzigjährigem Jubiläum ihre Bilder mit Autogrammen widmen. In der es möglich wurde, daß ein Blatt, das seit genau fünfundzwanzig Jahren von der elendesten Sensation der Raubmorde und von der meuchlerischen Ausschlachtung des Privatlebens sich nährt, die Feier solchen Abschnittes mit der folgenden Danksagung einleitet:

Der Leser findet in dieser Sammlung die Handschrift von Persönlichkeiten, die durch hohe Geburt zu den allerersten unserer Monarchie und des Auslandes gehören,

charakteristische Beiträge von mancher Hand, der das Schicksal eine erhabene Fülle von Macht vorbehalten hat. Die Redaktion erstattet an dieser Stelle den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses, sowie den ausländischen Fürstlichkeiten für die unserer Jubiläumsnummer huldvollst gewidmeten handschriftlichen Beiträge und Photographien ihren tiefgefühlten, ergebensten Dank ab. Hohes Interesse beanspruchen ferner die uns freundlichst zur Verfügung gestellten Autographen der am Wiener Hofe beglaubigten Vertreter auswärtiger Staaten, sowie diejenigen der Herren österreichischen Minister und hohen militärischen Würdenträger, die in liebenswürdiger Weise unserer Einladung Folge leisteten.

Gewiß, der Fürst Karl Auersperg steht isoliert da unter den Hochgeborenen und Hochgestellten einer Zeit, in der die ‚Armeezeitung' die folgende Nachricht drucken konnte, ohne berichtigt zu werden:

In den Kreisen der Wiener Journalistik wird ein Gerücht kolportiert, das um so mehr danach angetan ist, das Ansehen unseres Offizierskorps herabzusetzen, als es sich leider nicht mehr auf diese Kreise allein beschränkt. In diesen Zirkeln behauptet man, daß der ehemalige Reichskriegsminister Feldzeugmeister Ritter v. Pitreich gelegentlich seines Amtsantrittes bei den Redaktionen verschiedener »einflußreicher« Wiener Blätter, ganz speziell aber bei ihren »militärischen« Redakteuren Antrittsvisiten gemacht, sich vorgestellt und das »Wohlwollen« der betreffenden Herrschaften »erbeten« habe! Ebenso habe er gelegentlich seines Rücktrittes Abschiedsbesuche gemacht und sich bei denselben Herrschaften für das »erwiesene Wohlwollen« höflichst bedankt. Unter den Herren, die sich solcher Besuche laut rühmen, befindet sich auch der militärische Redakteur der — ‚Zeit'. Es ist nun gewiß nichts allzu Seltenes, daß sich ein Minister, vielleicht sogar auch ein Ministerpräsident, in seinem Selbsterhaltungstrieb soweit vergißt, daß er vor der siebenten Großmacht einen derartigen Kotau macht, der den Größenwahnkitzel dieser Herrschaften immer höher aufstacheln muß; wir wissen auch, daß sich sogar ein österreichischer Ministerpräsident dazu hergab, dem Vertreter eines reichsdeutschen Börseblattes seine Aufwartung zu machen und um dessen Wohlwollen zu bitten. Das bleibe diesen Exzellenzen unbenommen, und keiner bückt sich schließlich tiefer als er es verdient. Aber wir sind auch überzeugt, daß sich ein österreichisch-ungarischer Reichskriegsminister, ein k. u. k. Feldzeugmeister nie zu derartigen Handlungen selbstachtungswidriger Opportunität hergegeben hat und auch nie hergeben wird, daß der höchste Vertreter unserer alten, ehrwürdigen Armee sich nie und nimmer dazu hergegeben hat, einen Nichtmilitär, ja sogar einen Untergebenen (Reserveoffizier) um sein Wohlwollen in militärischen Angelegenheiten zu bitten und derart ganz entgegen den Bestimmungen des Dienstreglements für das k. u. k. Heer,

I. Teil, Punkt 102, zu behandeln. Da es immerhin aber außerhalb des Heeres Personen gibt, die auch an ein solch unsinniges Gerücht glauben, fühlen wir uns verpflichtet, hiermit diese Gerüchte festzuhalten, damit unsere amtlichen Stellen Gelegenheit haben, ihnen entgegenzutreten und die große Öffentlichkeit darüber aufzuklären, ob wirklich ein Minister sich in solcher Weise vergessen konnte, oder ob nur einige kleine Journalisten auf Kosten der Wahrheit geprahlt haben.

Ich kann die ‚Armeezeitung' beruhigen. Gerüchte, wie sie sie vernommen haben will, mögen nicht wahr sein. Schlimmer als ihre zufällige Wahrheit ist, daß sie wahrscheinlich sind. Österreichische Feldzeugmeister haben — schwarz auf weiß kann mans in jener Festnummer lesen — das ‚Interessante Blatt' beglückwünscht, und wenn sich nicht die Feldwebel daran erinnerten, daß die Gründung der Jubiläumsmedaille einem andern Anlaß entstammt, man würde glauben, sie hänge mit dem Jubiläum des ‚Interessanten Blattes' zusammen! Einem illustrierten Kolportageblatt, der Wochenschrift für jene Raubmörder, denen das ‚Extrablatt' zu wenig spannend ist, hat der Präsident des Obersten Militärgerichtshofes seine Photographie mit der Widmung übersendet: »Die besten Wünsche der Fortentwicklung und dem Gedeihen des ‚Interessanten Blattes' in echt patriotischem Sinne bringt entgegen Wilhelm von Dessovic, Feldzeugmeister. Wien, im Dezember 1906.« Einem Blatt, dessen Vertreter in Sterbehäuser dringen und Familien die Erlaubnis der Photographierung eines Leichnams abnötigen, einem Blatt, das in der berüchtigten Rubrik »Tutti Frutti« die Wiener Gesellschaft mit der Enthüllung von Eheskandalen bedroht, hat der General-Artillerieinspektor eine Zuschrift gewidmet, deren Tiefsinn leider nicht einmal eine Bosheit bergen dürfte: »Die Kenntnis der Waffe ist die Grundlage für ihre zweckmäßige Verwendung. Kropatschek, Feldzeugmeister.« Aber zweifellos ernst meint es jener andere Würdenträger, der einer

Zeitung, die seit fünfundzwanzig Jahren den Rohheitsdelikten der Wiener Bevölkerung Vorschub leistet, den Ausspruch zur Verfügung stellt: »Die Volksschule soll das Kind nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen.« Und dazu eine Photographie. »Wer ist das?« Der Minister für Kultus und Unterricht! Der Rektor der Wiener Universität aber schreibt, die Wissenschaft könne »nur gedeihen, wenn sie enge Fühlung mit dem Leben und den Interessen der Gesamtheit sucht und behält«, und um einmal den Anfang zu machen, tritt die Wissenschaft mit dem ‚Interessanten Blatt' in Fühlung, wobei es ihr gar nichts verschlägt, daß gleich daneben die Gerda Walde auf die gleiche Idee verfällt. Ein Hintertreppenblatt, das Leichenphotographien, die es nicht erpressen kann, zu erschleichen pflegt — in der ‚Fackel' war die Geschichte einer dieser Illustrationen zu lesen —, weiß gar nicht, welche Hand es zuerst erfassen soll, die sich ihm an seinem Geburtstage entgegenstreckt: Fürsten, Feldherren, Minister, Gesandte, Gelehrte und Soubretten balgen sich um die Ehre. Nicht unbegreiflich. Hat das ‚Interessante Blatt' Raubmorde verschuldet, so muß man anderseits zugeben, daß es auch Raubmorde entdecken geholfen hat. Und wenn man bedenkt, daß der Respekt vor einer Fähigkeit, die man selbst nicht hat, eine menschliche Eigenschaft ist, so wird man vollends die Verehrung begreifen, die der Polizeipräsident von Wien dem ‚Interessanten Blatt' entgegenbringt. Er ist ihm treu — bis über die Geburt: »Gute fünfundzwanzig Jahre verfolge ich Ihr Blatt mit großem Interesse und ich glaube, es ist auf der richtigen Fährte. J. Ritter von Habrda, Polizeipräsident.« Wenn die Behörden sonst ein Blatt, ein Blatt, das die Kultur propagiert, mit Interesse verfolgen, so pflegen Beschlagnahmeverfügungen und keine Anerkennungsschreiben die Tätigkeit der Redaktion zu belohnen. Aber die Polizei, die neidlos

jeden bewundert, der auf der richtigen Fährte ist, verfolgt eben ein Blatt, das Einbruchsdiebstähle propagiert, nicht anders als sie die Einbrecher verfolgt und ganz anders, als sie die Prostituierten verfolgt . . .

Ach ja, die Oberen wissen die Mission der Presse in der Regel besser zu würdigen als dieser entartete Sproß eines liberalen Fürstenhauses. Die österreichische Regierung sendet ihren Vertreter, wenn des Herrn Lippowitz Scheerengeburt zehn Jahre alt wird. Der Weihbischof Marschall, kirchliche und stadtliche Würdenträger umdrängen den Jacques Fürst, wenn er der Enthüllung des Denkmals Karls des Großen beiwohnt und — nicht für das ‚Interessante Blatt' — photographiert wird. Kein noch so Hochgestellter wagt es, dem letzten Erpresserblatt einen Artikel, ein Interview, die Beantwortung einer »Rundfrage« zu versagen. Die reizbare Männerschwäche ist bei uns bis zu einem Grade gediehen, daß der bloße Gedanke an die öffentliche Dame schon zum Gefühlsverlust führt und den Würdenträger willenlos dem Wechsel zwischen strenger Massage und liebevoller Behandlung preisgibt. Nie hat der Name »Würdenträger« einen spaßigeren Klang gehabt, und das Recht auf die Geheimnisse der hohen Herren ist vom Kammerdiener auf den Reporter übergegangen. Provinztenoristen aber, die ihre Antrittsvisite machen wollen, gelangen nicht ins Innerste der Redaktion, weil immer schon ein Kriegsminister drin ist . . . Darum ist die Tat des Fürsten Auersperg, der den Provinztenoristen wieder den Vortritt sichert, des Aufsehens wert. Sie muß so aufrüttelnd wirken, daß sich die Frage echoartig fortpflanzt: Vor welchem Geschmeiß haben wir uns erniedrigt? . . . Wenn nicht, dürfen wir der Furcht leben, daß die künftigen Kriege Österreichs von Mitarbeitern des ‚Interessanten Blattes' geführt werden. Diese Furcht wäre allerdings durch die Hoffnung gemildert, daß es dazu überhaupt

/ nicht mehr kommen wird. Wir nach 1859 und 1866 gebornen Patrioten finden unsern Trost in der Zuversicht: Die siebente Großmacht ist die letzte, die Österreich besiegt!

Mutter von ihr beziehen könnte... Beide, die große Prostituierte und der große Tribun, sind wie Brandfackeln, die entzündet weithin leuchten, Leichen über Leichen auf ihrem Wege lassen und untergehen, wie Meteore, für menschliche Weisheit sinnlos, zwecklos, ohne ein Bleibendes zu hinterlassen, ohne alle Ewigkeit...«

(X. Kapitel: »Mutterschaft und Prostitution«, S. 301 ff.)

* * *

Kaiserworte.

Nun ist die Schändlichkeit einer Presse, für die der österreichische Ministerpräsident Worte der Bewunderung findet, wiewohl sie mit den Worten des österreichischen Kaisers Inseratengeschäfte macht, gerichtlich angeprangert. So oft in der ‚Fackel' behauptet ward, daß bei einem Rundgang des Monarchen durch eine Ausstellung von Wiens Preßbanditen ein paar ~~1000~~ Kronen in die Debatte gezogen werden, schüttelten die unbekehrbaren Gläubigen journalistischer Loyalität ungläubig die Köpfe. Wenn der Kaiser »Sehr schön« gesagt hatte, so schien's ihnen bloß die Erfüllung einer Herzenspflicht, daß von dieser Kundgebung allerhöchsten Wohlgefallens Notiz genommen wurde, und die Versicherung, daß für solche Notiz auch die allerhöchsten Preise von den Ausstellern erpreßt wurden, ward schleunig in jenes dunkle Reich der Verleumdung verwiesen, aus dem die ‚Fackel' seit fast sechs Jahren — allen friedliebenden Spitzbuben zum Tort — ihre Anklagen schöpft. Gott erhalte — so mochte man ~~dem~~ patriotischen ~~Sang den neuen~~ Sinn ~~anpassend~~ ausrufen — Gott erhalte uns eine Naivetät, die bei der Lektüre der Zeitungsberichte über eine Ausstellungseröffnung ehrfürchtig bleibt und die sich vom Hauch vaterländischer Geschichte umwittert fühlt, wo M. Dukes' Nachfolger die Annoncenzeilen berechnet haben!

Aber die Dummheit des Lesers entschuldigen heißt wahrhaftig noch nicht die Feigheit des Staatsanwalts begreifen. Dem schmählichen Schacher mit Kaiserworten hätte längst Einhalt geschehen müssen, wenn nicht österreichische Behörden, in Furcht vor Gott und der ‚Neuen Freien Presse' erzogen, das Interesse der Zeitungsjobber über staatliche Interessen zu stellen sich verpflichtet fühlten. Eher wird ein Kameel irgendeiner Rangsklasse durch ein Nadelöhr gehen, als daß einem der journalistischen Bandenführer, die der Ministerpräsident als »Weltbeherrscher« anerkennt, von amtswegen ein Haar gekrümmt würde. »Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln«; aber es redigieren, aus »schön« »sehr schön« machen und einen Taxameter monarchischen Beifalls einzuführen, ist in diesem von Loyalität erstickenden Lande erlaubt. Ein Staatsanwalt — er heißt zum Glück Pollak — hat einmal die These aufgestellt, daß es die Pflicht jedes Staatsbürgers sei, eine Majestätsbeleidigung zu denunzieren. Aber an die eigene Pflicht, den hundsgemeinen Wucher mit Kaiserlob als Majestätsbeleidigung — deren Tatbestand bekanntlich schon die bloße Verletzung der Ehrfurcht bildet — anzuklagen, hat er sich noch nicht erinnert. Es mußte dahin kommen, daß die Frechheit, die Kaiserworte zur Ware gemacht hat, sich in das Handelsgericht wagte, einen säumigen Zahler zur Begleichung von Kaiserlob zwingen wollte und am hellichten Tage als »Usance« verfocht, was das ärgste Schandmal der österreichischen Presse bildet. Nun bezweifelt kein Mensch mehr, daß eine Beschuldigung der ‚Fackel' wahr sei, die der Beschuldigte gegen sich selbst erhebt. ~~Nie noch hat es einen verurteilteren Kläger gegeben als den~~ der neulich vor dem Bezirksgericht in Handelssachen sein Recht auf Honorierung gedruckten Monarchenbeifalls vertrat. Man kann den Bericht über die groteske Schmach in der ‚Arbeiterzeitung' vom 18. Oktober nachlesen. Daß Kaiserworte ein Handelsobjekt geworden seien, »konnte man«, so heißt es da,

»aus einer Verhandlung erfahren, die Donnerstag beim Bezirksgericht in Handelssachen stattfand. Dort bildeten nämlich Kaiserworte, gesprochen auf der Spiritusausstellung zu einem Fabrikanten, allen Ernstes den Gegenstand einer Bezirksgerichtsverhandlung in — Handelssachen. Im nachstehenden der Sachverhalt: Bei Eröffnung der Spiritusausstellung war's. Der Kaiser lobte die Ausstellungsobjekte des Fabrikanten H. Kaum war der Kaiser weg, so stürzte auch schon ein kleiner, dicker Herr, der sich bis dahin lauernd im Hintergrund gehalten hatte, auf den Fabrikanten zu, ihn beim Rockknopf fassend. ‚Entschuldigen Sie', sagte er, ‚ich bin von der Zeitung; was hat Ihnen Seine Majestät gesagt?' Dabei ließ er den Rockknopf des Fabrikanten los, zog Papier und Bleistift hervor und spitzte die Ohren. ‚Entschuldigen Sie', sagte der Fabrikant abweisend, ‚aber ich habe jetzt keine Zeit, ich bin sehr beschäftigt, vielleicht wenden Sie sich an meinen Prokuristen.' — ‚Entschuldigen Sie, vielleicht könnten Sie mir doch —', sagte der kleine Herr neuerdings und versuchte den schon im Gehen begriffenen Fabrikanten festzuhalten. ‚Nein, es geht wirklich nicht', erklärte dieser, ‚ich bin wirklich sehr beschäftigt; wenden Sie sich doch an meinen Prokuristen.' Der Fabrikant sprach's und ging. Am nächsten Tage stand die lobende Äußerung des Kaisers in den bürgerlichen Blättern. Einige Tage darauf erhielt der Fabrikant eine Rechnung der Annoncenfirma M. Dukes' Nachfolger, in der die im Texteil der Blätter erschienenen Kaiserworte mit 500 Kronen als Inserat in Rechnung gestellt waren. Da der Fabrikant gegenüber den Blättern und auch gegenüber der Annoncenfirma M. Dukes' Nachfolger keine Verpflichtung eingegangen war — er hatte ja die Kaiserworte nicht inseriert —, so verweigerte er die Bezahlung. Schließlich ließ er sich aber doch herbei und zahlte einen Teil der verlangten Summe, und zwar 215 Kronen.

Die Firma Dukes war aber damit nicht zufrieden und klagte nun den Rest beim Bezirksgericht in Handelssachen ein. Bei der Verhandlung berief sich der Klagevertreter darauf, daß es eine ‚Handelsusance' sei, daß derartige Kaiserworte, die im Textteil der Blätter erscheinen, als Inserate honoriert werden. Der Richter, Gerichtssekretär Dr. v. Kanitz, erklärte hierauf, es verstoße gegen die guten Sitten, daß mit Kaiserworten Handel getrieben werde. Er werde die Klage abweisen und den Akt der Staatsanwaltschaft abtreten. Der Klagevertreter zog hierauf, nachdem er noch erklärt hatte, daß der Firma Dukes hier lediglich die Rolle des Agenten zufalle, der zwischen den Ausstellern und den einzelnen Blättern vermittle, seine Klage gegen den Fabrikanten zurück.« — —

Nicht jeder Richter hält so rein. Nicht jeder ist sich seiner Unabhängigkeit von den Preßmächten so klar bewußt. Jetzt wird es, so sollte man hoffen dürfen, an dem Staatsanwalt sein, in Zukunft spontan eines Amtes zu walten, das ihm durch den Rücktritt des »Klägers« in dem einen Fall leider nicht überwiesen werden konnte. Zu den vielen Dingen, die »nur in Österreich möglich« sind, gehört die Affenschande jener Gemütlichkeit, die nicht nur Verkäufer, sondern auch Gläubiger von Kaiserworten duldet und die eine Gerichtsverhandlung zustandekommen läßt, in der ein säumiger Schuldner im Namen derselben Majestät, deren Lobesworte er nicht bezahlt hat, zur Zahlung verurteilt werden soll. Aber wie verpestet muß die druckgeschwärzte Athmosphäre, in der unsere öffentliche Moral atmet, schon sein, wenn wir die Stinkbombe, die neulich im Handelsgericht platzte, scherzend für ein Knallbonbon ansehen und die »Weltbeherrscher« nicht endlich als Weltbeschwindler entlarven sollten!

* * *

DIE FACKEL

NR. 193 WIEN, 19. JÄNNER 1906 VII. JAHR

II.

Kaiserworte.

Und wieder hat der Inseratenagent als Flügeladjutant fungiert. Der österreichische Patriotismus, der fast so wehleidig ist wie der österreichische Katholizismus, zeigt sich unglaublich tolerant, wenn das »Gott erhalte« zur Formel für eine Inseratenquittung wird, und jener Staatsanwalt, der einst die Denunziation einer Majestätsbeleidigung als die vornehmste Pflicht des Bürgers bezeichnet hat, sitzt jetzt im Preßbureau, inspiziert die Tagespresse und »macht nicht mau«, wenn sich die Schweinepriester der öffentlichen Meinung von den für fingierte oder entstellte Kaiserworte abgepreßten Firmengeldern mästen. Wenn die Majestätsbeleidigung sich mit Erpressung paart, drückt der Staat ein Auge — just das Auge des Gesetzes — zu. »Der Kaiser in der Kochkunstausstellung.« Welche Devise für einen Raubzug! Hat Se. Majestät eine Ahnung, welches Handwerk er, in der landesväterlich frommen Absicht, dem Gewerbe auf die Beine zu helfen, fördert? Weiß es der Kaiser? Er weiß es nicht. Und das Gesinde wagt es nicht, es ihm zu sagen. Hat so ein Obersthofmeister die Rache der Preßmaffia, die ja in ihrem Raubbezirk gefährlicher sein mag als die Kamarilla, zu fürchten? Gewiß nicht. Aber — »der Weltgeist will's«. Der Kaiser muß nun einmal herhalten, wenn eine Liqueurfirma eine wirksame Reklame braucht. Und einem Nachtkaffeesieder muß er gesagt haben:

»Ja, ja, ich kenne Ihr Geschäft, und es ist sehr schön, daß Sie sich so betätigen«.

»Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln!« Der klassische Spruch steht gewiß nicht über den Türen der Wiener Preßhöhlen angeschrieben. Österreich ist halb erheitert, halb angewidert von dem journalistischen Zeremoniell, das bei jedem Rundgang des Kaisers durch eine Ausstellung eingehalten wird, ein Zivilrichter hat es ausgesprochen, daß die Abmachung eines Annoncenbureaus, das Kaiserworte vermittelte, mit einer Firma (die sie nicht bezahlen wollte) ein unmoralischer Vertrag war, und die Bellegardes, Paars und Kielmanseggs führen den alten Monarchen noch immer mit dem gleichen Ernst zwischen den Spießruten der Erpressung und Reklamesucht hindurch. ~~Und alles findet~~ er, der seine Güte nicht mißbraucht fühlt, / »sehr schön«/. . . Aber diesmal ward der Trug frecher betrieben. Nicht nur daß der Kaiser vor jeder Cognacfirma bewundernd verweilen, bei jeder Obstkonservenhandlung sich erinnern sollte, daß er sie von früher her kenne, und mit dem Paprika-Schlesinger über die Schlechtigkeit der Menschen klag~~e~~ die Fälschungen von Paprika auf den Markt bringen, — diesmal mußte er auch der Presse, die für ihre patriotische Vermittlertätigkeit den Undank der ‚Fackel' geerntet hat, ein tröstendes Kaiserwort widmen. Was also sagte er zu dem »Obmann des Preßkomitees«, der ihm vorgestellt wurde? Ich denke mir Rede und Gegenrede etwa so: »Ah, der Bernhard Münz! Ich kenne Sie schon von früher. Es freut mich sehr, daß auch die Presse wieder vertreten ist. Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?« »Majestät, die Presse stellt sich gerne in den Dienst der guten Sache, wenn sie etwas trägt.« »Ich weiß, ich weiß. Es muß Ihnen viele Mühe machen, die Worte, die ich nicht sprechen werde, zusammenzustellen und mit jedem einzelnen Firmainhaber über den Preis einig zu werden. Es

ist sehr schön, daß Sie nicht unter fünf Gulden per Zeile heruntergehen.« Von dieser Unterredung wird natürlich nur ein Bruchstück den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' übermittelt: »‚Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?' Herr Bernhard Münz erwiderte, daß sich die Presse gerne in den Dienst der guten Sache gestellt habe. Der Kaiser bemerkte darauf: ‚Die Presse hat hier ein gutes Werk gefördert, wenn es ihr auch Mühe machte'.« . . . Daß aber bei der sorgfältigsten Stilisierung der Kaiserworte, die ja oft noch im letzten Moment Preisschwankungen unterworfen sind, Irrtümer unterlaufen können, ist nur zu begreiflich. Auf ein bedenkliches Beispiel ungenauer Wiedergabe der vom Monarchen gespendeten Anerkennung macht mich ein Strafrichter aufmerksam, der seiner Verwunderung Ausdruck gibt, daß man ein Blatt, das den Kaiser von Österreich im Serenissimuston sprechen lasse, nicht konfisziert habe. »Nähertretend apostrophierte der Kaiser« — so schreibt das ‚Neue Wiener Tagblatt' — »Herrn Riener, auf die Forellen im Teiche weisend: ‚Das sind schöne Forellen, sie schwimmen wie natürlich'.« . . . Ob man aber die Form, in der das ‚Neue Wiener Tagblatt' und die ‚Zeit' eine andere freundliche Bemerkung des Monarchen wiedergaben, als Irrtum oder als Racheakt bezeichnen müßte, bleibe dahingestellt. Die Sache ist inzwischen gewiß witzblattreif geworden; der ‚Fackel' wurde der Zeitungsausschnitt in einem halben Hundert Exemplaren zugeschickt. Ein Teil der Einsender vertritt die Ansicht, daß nur eine Enttäuschung der Administration die folgende schmeichelhafte Reklame verschuldet haben könne: »Vor der großen Ausstellung der Firma Jakob Neumayer & Komp. wurden die Firmainhaber Neumayer sen., Heinrich Schedl und Nimmrichter vorgestellt. Der Kaiser sagte: ‚Das sind ja kolossale Prachttiere. Das findet man selten'.« . . .

Die Firmeninhaber würden, auch wenn sie

solchen Insulten nicht ausgesetzt wären, die publizistische Verwertung kaiserlichen Lobes nicht durchaus als Wohltat empfinden. Wie zahlreiche Beschwerden, die ich auch diesmal wieder aus industriellen Kreisen erhielt, beweisen, weichen viele bloß der sechsläufigen Drohung der dreimal gespaltenen Zeile. Das Machtmittel der Druckerschwärze, bei patriotischem Anlaß verwendet, wirkt verheerend. Die Bedrohten müssen es sich zur Ehre anrechnen, für das, was ihnen ein Kaiser gesagt hat, einen Journalisten bezahlen zu dürfen. Dieses durch alle Ausstellungen raunende »Was hat er gesagt?« gebückter Reporter bedeutet eine fürchterliche Steuer, die der Staat im Staate der Industrie abpreßt. Aber von dem Urtext bis zu der veröffentlichten Fassung ist ein weiter Weg des Feilschens. Nichts ist praktikabler als ein Kaiserwort. Jener betriebsame Tapezierer, der eine »Dekoration« auf dem Umweg der patriotischen Gründung einer Arbeiteraltersversorgung erreichen möchte, läßt ein Zirkular versenden, in dem ein Kaiserwort nicht mehr wiederzuerkennen ist. Der Monarch hatte angeblich zu ihm gesagt: »Es würde mich sehr freuen, wenn auch weitere Kreise sich für Ihre so lobenswerte Absicht interessierten.« So ließ er in der ihm geneigten Presse verkünden. Das Zirkular, das vom Minister des Innern, dem Grafen Bylandt-Rheidt, als »Ehrenpräsidenten des Komitees« unterzeichnet ist, wird zudringlicher, vermeidet es aber, von der kaum mehr zu drapierenden »Absicht« des patriotischen Tapezierers zu sprechen, und läßt den Kaiser zur Firma Jaray also reden: »Ich hoffe und wünsche, daß sämtliche Hof- und Kammerlieferanten dieser Vereinigung beitreten, um so etwas Großes zu schaffen«. Das Kaiserwort, das in den Zeitungen schon unwahrscheinlich klang, ist im Zirkular des »Kaiser Franz Josefs-Vereins« wirksam abgeändert. In fetten Lettern wird es den Angeschnorrten zugerufen. Wer früher nicht beitrat, war kein Patriot.

Wer jetzt nicht zahlt, ist ein Hochverräter... Analysieret die schwarzgelbe Schminke, und ihr werdet finden, daß sie aus 50% reiner Furcht und 50% schmutziger Hoffnung gemischt ist!

Aus einem Aufsatz, den der Münchener Hygieniker Hofrat M. Gruber unter dem Titel »Die Scheu vor Wien« in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht hat, erfährt man interessante Dinge. Vor allem, daß ein Mann, den, wie er ausdrücklich zugibt, »die unglaubliche Indolenz« der österreichischen Unterrichtsverwaltung aus seiner Vaterstadt vertrieben hat, die gute Laune aufbringt, die tieftrauernde und zurückgebliebene medizinische Forschung Wiens zu trösten und über ihre Zukunft zu beruhigen. Schlimmer kann's nicht mehr kommen? Nein, Hofrat Gruber meint, es stehe gar nicht so schlimm um die Fakultät. »Machen wir Wien doch nicht kleiner, als es ist!« Man glaubt sich zu erinnern, daß Herr Hofrat Gruber unter dem berüchtigten Universitätsverderber Hartel österreichmüde wurde? Man glaubt, daß er von der Demission Hartels die Besserung datiert? Was wir jetzt erleben, sei, versichert er, bloß »die Neige des bitteren Kelches, den Kurzsichtigkeit, Trägheit und politische Feigheit eingeschenkt haben«. Wessen Kurzsichtigkeit, wessen Trägheit, wessen politische Feigheit? Doch die des Herrn v. Hartel? Mit nichten. Zukunftsfroh ruft der Münchener Professor, der heute so wenig mehr unter der österreichischen Unterrichtsverwaltung leiden, wie der Exminister der Universität gefährlich

a-1

KAISERWORTE

Oktober 1904

1.

Nun ist die Schande einer Presse, für die der österreichische Ministerpräsident Worte der Bewunderung findet und die mit den Worten des österreichischen Kaisers Inseratengeschäfte macht, gerichtlich angeprangert. So oft in der ‚Fackel' behauptet ward, daß bei einem Rundgang des Monarchen durch eine Ausstellung von der Wiener Publizistik gar viele Kronen in die Debatte gezogen werden, schüttelten die unbekehrbaren Gläubigen journalistischer Loyalität die Köpfe. Wenn der Kaiser ein Ausstellungsobjekt gelobt hatte, so schiens ihnen bloß die Erfüllung einer Herzenspflicht, daß von dieser Kundgebung allerhöchsten Wohlgefallens Notiz genommen werde, und die Versicherung, daß für solche Notiz auch die allerhöchsten Preise von Ausstellungssubjekten erpreßt wurden, ward schleunig in jenes dunkle Reich der Verleumdung verwiesen, aus dem die ‚Fackel' seit fast sechs Jahren — allen friedliebenden Spitzbuben zum Tort — ihre Anklagen schöpft. Gott erhalte — so mochte man patriotischen Sinnes ausrufen — Gott erhalte uns eine Naivetät, die bei der Lektüre der Zeitungsberichte über eine Ausstellungseröffnung ehrfürchtig bleibt und die sich vom Hauch vaterländischer Geschichte umwittert fühlt, wenn die Presse Gut und Blut der Geschäftsleute genommen hat!

Aber die Dummheit der Leser entschuldigen, heißt wahrhaftig noch nicht die Feigheit der Behörden

begreifen. Dem schmählichen Schacher mit Kaiserworten hätte längst Einhalt geschehen müssen, wenn nicht österreichische Ämter, in Furcht vor der ‚Neuen Freien Presse' und sonst nichts auf der Welt erzogen, das Interesse der Zeitungsjobber über staatliche Interessen zu stellen sich verpflichtet fühlten. Eher wird ein Kameel irgend einer Rangsklasse durch ein Nadelöhr gehen, als daß einem der journalistischen Bandenführer, die der Ministerpräsident als »Weltbeherrscher« anerkennt, von Amts wegen ein Haar gekrümmt würde. »Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln«; aber es redigieren, aus »schön« »sehr schön« machen und einen Taxameter monarchischen Beifalls einführen, ist in diesem vor Loyalität erstickenden Lande erlaubt. Ein Staatsanwalt — er heißt zum Glück Pollak — hat einmal die These aufgestellt, daß es die Pflicht jedes Staatsbürgers sei, eine Majestätsbeleidigung zu denunzieren. Aber an die eigene Pflicht, den gemeinen Wucher mit Kaiserlob als Majestätsbeleidigung — deren Tatbestand bekanntlich schon die bloße Verletzung der Ehrfurcht bildet — anzuklagen, hat er sich noch nicht erinnert.

Es mußte dahin kommen, daß die Frechheit, welche Kaiserworte zur Ware gemacht hat, sich in das Handelsgericht wagte, einen säumigen Zahler zur Begleichung von Kaiserlob zwingen wollte und am hellichten Tage als »Usance« verfocht, was das ärgste Schandmal der österreichischen Presse bildet. Nun bezweifelt kein Mensch mehr, daß eine Beschuldigung der ‚Fackel' wahr sei, die der Beschuldigte gegen sich selbst erhebt. Und wie ward dieser Kläger verurteilt, der neulich vor dem Bezirksgericht in Handelssachen sein Recht auf Honorierung gedruckten Monarchenbeifalls vertrat! In einem der spärlichen Berichte, die über die groteske Schmach erschienen sind, heißt es: »Bei Eröffnung der Spiritusausstellung lobte der Kaiser die Ausstellungsobjekte des Fabrikanten H. Kaum war der Kaiser fort, so stürzte

auch schon ein kleiner, dicker Herr, der sich bis dahin lauernd im Hintergrund gehalten hatte, auf den Fabrikanten zu, ihn beim Rockknopf fassend. ‚Entschuldigen Sie', sagte er, ‚ich bin von der Zeitung; was hat Ihnen Seine Majestät gesagt?' Dann ließ er den Rockknopf des Fabrikanten los, zog Papier und Bleistift hervor und spitzte die Ohren. ‚Entschuldigen Sie', sagte der Fabrikant abweisend, ‚aber ich habe jetzt keine Zeit, ich bin sehr beschäftigt, vielleicht wenden Sie sich an meinen Prokuristen.' — ‚Entschuldigen Sie, vielleicht könnten Sie mir doch —', sagte der kleine Herr neuerdings und versuchte den schon im Gehen begriffenen Fabrikanten festzuhalten. ‚Nein, es geht wirklich nicht', erklärte dieser, ‚ich bin wirklich sehr beschäftigt; wenden Sie sich doch an meinen Prokuristen.' Der Fabrikant sprachs und ging. Am nächsten Tage stand die lobende Äußerung des Kaisers in den bürgerlichen Blättern. Einige Tage darauf erhielt der Fabrikant eine Rechnung der Annoncenfirma M. Dukes' Nachfolger, in der die im Textteil der Blätter erschienenen Kaiserworte mit 500 Kronen als Inserat in Rechnung gestellt waren. Da der Fabrikant gegenüber den Blättern und auch gegenüber der Annoncenfirma M. Dukes' Nachfolger keine Verpflichtung eingegangen war — er hatte ja die Kaiserworte nicht inseriert —, so verweigerte er die Bezahlung. Schließlich ließ er sich aber doch herbei und zahlte einen Teil der verlangten Summe, und zwar 215 Kronen. Die Firma Dukes war aber damit nicht zufrieden und klagte nun den Rest beim Bezirksgericht in Handelssachen ein. Bei der Verhandlung berief sich der Klagevertreter darauf, daß es eine ‚Handelsusance' sei, daß derartige Kaiserworte, die im Textteil der Blätter erscheinen, als Inserate honoriert werden. Der Richter erklärte hierauf, es verstoße gegen die guten Sitten, daß mit Kaiserworten Handel getrieben werde. Er werde

die Klage abweisen und den Akt der Staatsanwaltschaft abtreten. Der Klagevertreter zog, nachdem er noch erklärt hatte, daß der Firma Dukes hier lediglich die Rolle des Agenten zufalle, der zwischen den Ausstellern und den einzelnen Blättern vermittle, seine Klage gegen den Fabrikanten zurück.«

Nicht jeder Richter hält so rein. Nicht jeder ist sich seiner Unabhängigkeit von den Preßmächten so klar bewußt. Jetzt wird es, so sollte man hoffen dürfen, an dem Staatsanwalt sein, in Zukunft spontan eines Amtes zu walten, das ihm ein Richter schließlich übertragen hätte, wenn der Rücktritt eines »Klägers« nicht so plötzlich erfolgt wäre. Zu den vielen Dingen, die »nur in Österreich möglich« sind, gehört die Affenschande jener Gemütlichkeit, die nicht nur Verkäufer, sondern auch Gläubiger von Kaiserworten duldet und die eine Gerichtsverhandlung zustandekommen läßt, in der ein säumiger Schuldner im Namen derselben Majestät, deren Lobesworte er nicht bezahlt hat, zur Zahlung verurteilt werden soll. Aber wie verpestet muß die druckgeschwärzte Atmosphäre, in der unsere öffentliche Moral atmet, schon sein, wenn wir die Stinkbombe, die neulich im Handelsgericht platzte, scherzend für ein Knallbonbon ansehen und die »Weltbeherrscher« nicht endlich als Weltbeschwindler entlarven!

II.

Jänner 1906

Und wieder einmal hat der Inseratenagent als Flügeladjutant fungiert. Der österreichische Patriotismus, der fast so wehleidig ist wie der österreichische Katholizismus, zeigt sich unglaublich tolerant, wenn das »Gott erhalte« zur Saldierung einer Inseratenrechnung wird, und jener Staatsanwalt, der einst die Denunziation einer Majestätsbeleidigung als die vornehmste Bürgerpflicht bezeichnet hat, sitzt jetzt im

Preßbureau, inspiziert die Tagespresse und zuckt nicht mit der Wimper, wenn sich die Schweinepriester der öffentlichen Meinung von den für fingierte oder entstellte Kaiserworte erpreßten Firmengeldern mästen. Wenn die Majestätsbeleidigung sich mit Erpressung paart, drückt der Staat ein Auge — just das des Gesetzes — zu. »Der Kaiser in der Kochkunstausstellung.« Welch eine Devise für einen Raubzug! Hat Se. Majestät eine Ahnung, welches Handwerk er, in der landesväterlichen Absicht, dem Gewerbe auf die Beine zu helfen, fördert? Weiß es der Kaiser? Er weiß es nicht. Und sein Gesinde wagt nicht, es ihm zu sagen. Hat so ein Obersthofmeister die Rache der Preßmaffia, die ja in ihrem Raubbezirk gefährlicher sein mag als die Kamarilla, zu fürchten? Gewiß nicht. Aber — »der Weltgeist wills«. Der Kaiser muß nun einmal herhalten, wenn eine Likörfirma eine wirksame Reklame braucht. Und einem Nachtkaffeesieder muß er gesagt haben: »Ja, ja, ich kenne Ihr Geschäft, und es ist sehr schön, daß Sie sich so betätigen«.

Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln: Der Spruch steht gewiß nicht über den Türen der Wiener Preßhöhlen angeschrieben. Österreich ist halb erheitert, halb angewidert von dem journalistischen Zeremoniell, das bei jedem Rundgang des Kaisers durch eine Ausstellung eingehalten wird, ein Zivilrichter hat es ausgesprochen, daß die Abmachung eines Annoncenbureaus, das Kaiserworte vermittelte, mit einer Firma, die sie nicht bezahlen wollte, ein unmoralischer Vertrag war, und die Bellegardes, Paars und Kielmanseggs führen den alten Monarchen noch immer mit dem gleichen Ernst zwischen den Spießruten der Erpressung und Reklamesucht hindurch. Und er, der seine Güte nicht mißbraucht fühlt, sah, daß es sehr schön war . . .

Aber diesmal ward der Betrug frecher getrieben. Nicht nur, daß der Kaiser vor jeder Kognakfirma

bewundernd verweilen, bei jeder Obstkonservenhandlung sich erinnern sollte, daß er sie von früher her kenne, und mit dem Paprika-Schlesinger die Schlechtigkeit der Menschen beklagen mußte, welcher Fälschungen von Paprika auf den Markt bringen, — diesmal sollte er der Presse selbst, die für ihre patriotische Vermittlertätigkeit den Undank der ‚Fackel' geerntet hat, ein tröstendes Kaiserwort widmen. Was also sagte er zu dem »Obmann des Preßkomitees«, der ihm vorgestellt wurde? »‚Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?' Herr Bernhard Münz erwiderte, daß sich die Presse gerne in den Dienst der guten Sache gestellt habe. Der Kaiser bemerkte darauf: ‚Die Presse hat hier ein gutes Werk gefördert, wenn es ihr auch Mühe machte'.« Aber es war nur ein Bruchstück, was da den Lesern übermittelt wurde. Vollständig lauten Rede und Gegenrede wie folgt: »Ah, der Münz! Ich kenne Sie schon von früher. Es freut mich sehr, daß auch die Presse wieder vertreten ist. Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?« »Majestät, die Presse stellt sich gerne in den Dienst der guten Sache, wenn sie etwas trägt.« »Ich weiß, ich weiß. Es muß Ihnen viele Mühe machen, die Worte, die ich nicht sprechen werde, zusammenzustellen und mit jedem einzelnen Firmainhaber über den Preis einig zu werden. Es ist sehr schön, daß Sie nicht unter fünf Gulden per Zeile heruntergehen.« . . .

Daß aber bei der sorgfältigsten Stilisierung der Kaiserworte, die ja oft noch im letzten Moment Preisschwankungen unterworfen sind, Irrtümer unterlaufen können, ist nur zu begreiflich. Auf ein bedenkliches Beispiel ungenauer Wiedergabe der vom Monarchen gespendeten Anerkennung macht mich ein Leser — es ist ein Strafrichter — aufmerksam, der seiner Verwunderung Ausdruck gibt, daß man ein Blatt, das den Kaiser von Österreich im

Serenissimuston sprechen lasse, nicht konfisziert habe: »Nähertretend apostrophierte der Kaiser« — so ~~schrieb~~ das ‚Neue Wiener Tagblatt' — »Herrn R....., auf die Forellen im Teiche weisend: ‚Das sind schöne Forellen, sie schwimmen wie natürlich'.« ... Ob man aber die Form, in der einige Blätter eine andere freundliche Bemerkung des Monarchen wiedergaben, als Irrtum oder als Racheakt bezeichnen müßte, bleibe dahingestellt. Der ‚Fackel' wurde der Zeitungsausschnitt in einem halben Hundert Exemplaren zugeschickt. Ein Teil der Einsender vertritt die Ansicht, daß nur eine Enttäuschung der Administration die folgende schmeichelhafte Reklame verschuldet haben könne: »Vor der großen Ausstellung der Firma Jakob N..... & Komp. wurden die Firmainhaber N. sen. etc. vorgestellt. Der Kaiser sagte: ‚Das sind ja kolossale Prachttiere. Das findet man selten'.«

Die Firmainhaber würden, auch wenn sie solchen Insulten nicht ausgesetzt wären, die publizistische Verwertung kaiserlichen Lobes nicht durchaus als Wohltat empfinden. Wie so viele Beschwerden, die auch diesmal wieder aus industriellen Kreisen laut werden, beweisen, weichen die meisten bloß der sechsläufigen Drohung der dreimal gespaltenen Zeile. Das Machtmittel der Druckerschwärze, bei patriotischem Anlaß verwendet, wirkt verheerend. Die Bedrohten müssen es sich zur Ehre anrechnen, für das, was ihnen ein Kaiser gesagt hat, einen Journalisten bezahlen zu dürfen. Dieses durch alle Ausstellungen raunende »Was hat er gesagt?« gebückter Reporter kündigt eine fürchterliche Steuer an, die der Staat im Staate der Industrie abpreßt. Aber von dem Urtext bis zu der veröffentlichten Fassung ist ein weiter Weg des Feilschens. Nichts ist praktikabler als ein Kaiserwort. Manchmal dient es zugleich als Mittel zum Zweck und als Waffe gegen die Konkurrenz. Ein betriebsamer Dekorateur, der eine Dekoration auf dem

Umweg der patriotischen Gründung einer Arbeiteralversversorgung erreichen möchte, läßt ein Zirkular versenden, in dem ein Kaiserwort nicht mehr wiederzuerkennen ist. Der Monarch hatte angeblich zu ihm gesagt: »Es würde mich sehr freuen, wenn auch weitere Kreise sich für Ihre so lobenswerte Absicht interessierten.« So ließ er in der ihm genegten Presse verkünden. Das Zirkular, das vom Minister des Innern, dem Grafen Bylandt-Rheidt, als »Ehrenpräsidenten des Komitees« unterzeichnet ist, wird noch zudringlicher, vermeidet es, von der kaum mehr zu drapierenden »Absicht« des patriotischen Tapezierers zu sprechen, und legt dem Kaiser die Worte in den Mund: »Ich hoffe und wünsche, daß sämtliche Hof- und Kammerlieferanten dieser Vereinigung beitreten, um so etwas Großes zu schaffen«. Das Kaiserwort, das in den Zeitungen schon unwahrscheinlich klang, ist im Zirkular umso wirksamer abgeändert. In fetten Lettern wird es den Angeschnorrten zugerufen. Wer früher nicht beitrat, war kein Patriot. Wer jetzt nicht zahlt, ist ein Hochverräter ... Analysieret die schwarzgelbe Schminke, und ihr werdet sehen, daß sie aus 50% reiner Furcht und 50% schmutziger Hoffnung gemischt ist!

Der Schah

~~EIN PFINGSTGESCHENK~~

Mai 1902

Weihnachten, Ostern, Pfingsten — man weiß, was diese Feste für den Zeitungsleser bedeuten. ~~‚Neue Freie Presse‘ und ‚Neues Wiener Tagblatt‘~~ erscheinen in einem Umfang, als obs die Kultur eines Jahrhunderts zu verpesten gälte, und das einzelne Exemplar wiegt schwer genug, um die bezweckte Lähmung des Lesergehirns einfacher durch das Zertrümmern der Schädeldecke herbeizuführen. 100 Seiten und mehr; wohin soll das noch führen? Weiter als bis Triest kann ja doch der Südbahnzug nicht, von dessen Lokomotive man sich nach alter Weisung »das Papier unserer Sonntagsauflage aufgerollt denken muß«. ~~100 Seiten und mehr:~~ Bewundernd steht der Laie vor dieser Riesenschöpfung, zu der sich menschliche Dummheit und menschliche Schlechtigkeit vereinigt haben. In diesem Ungetüm, bei dem der schmächtige Vorderteil mit dem gigantischen Annoncenhintern seltsam kontrastiert, muß eine Armee von Hohlköpfen und Erpressern Platz ~~finden können~~! Aber ach, der gläubige Trojaner, dem es am Pfingstmorgen vor die Tür geschoben wird, läßt sich von einem Danaergeschenk blenden, für das man auch nach der Aufhebung des Zeitungsstempels gern sechs Kreuzer bezahlt. Der schmächtige Vorderteil: er ladet zu angeregter Betrachtung. Zwar, die bekanntesten Sonntagshumoristen — sie waren, Spaß beiseite, ehrliche Kerle, die ihr Bestes gaben — sprechen nicht mehr zu uns. Sie machen uns nicht mehr zu teilnahmsvollen Zeugen ihrer Humore, dieser von starker Schweißabsonderung, völliger Apathie und Lallen begleiteten Anfälle. Einer von ihnen wirkt überhaupt nicht mehr für die Öffentlichkeit, sondern hat eine Revue gegründet. Von den ständigen Verderbern der Sonntagslaune behauptet nur ~~mehr~~ der unverwüstliche Lothar das Feld, mit einer Beharrlichkeit, die es begreiflich erscheinen ließe, daß eines Tages an die ‚Neue Freie Presse‘ eine Verwahrung aus dem Jenseits gelangt, überschrieben »Fatale Namensgleichheit« und unterzeichnet »Daniel Spitzer«. Aber das Terrain der Feiertagsnummer ist in Wirklichkeit lange nicht so verödet, wie man, gewohnt die paar markanten Chiffren aufzustöbern, auf den ersten Blick vermuten könnte, denn wenn Herr Benedikt eine ernste Pfingstbetrachtung schreibt, gibt es mehr lachende Gesichter in Wien, als nach den Leistungen aller Sonntagshumoristen zusammen.

Aber auch sonst ist für den Frohsinn gesorgt. Da putzt sich die ‚Neue Freie Presse‘ festtäglich mit Beiträgen von Schnitzler und Hofmannsthal, opfert den kostbaren Raum, der sonst der Lyrik des Paprika-Schlesinger gewidmet war, wirklichen Franzosen, die über Bühnensterne von heute und morgen, über literarischen Chauvinismus und über die Eroberung der Wissenschaft plaudern. Alles überflüssig! Der einfache Lokalbericht über den »Schah von Persien in Wien«, den die Pfingstsonntagnummer bot, war den Lesern lieber. Man erinnert sich nicht, je etwas Spannenderes, von der ersten bis zur letzten Zeile Abwechslungsvolleres gelesen zu haben. Nichts liegt vor als die einfache Tatsache, daß der Schah von Persien zwei Stunden in Wien, darunter eine in einem Wartesalon der Nordbahn zugebracht hat. Aber was versteht die ‚Neue Freie Presse‘ daraus zu machen! Von dem Moment, da der Hofzug »maestoso, molto andante und piano in die Halle des Bahnhofes glitt«, bis zu dem Zeitpunkt, da er »majestätisch, langsam und leise weiterfährt«, ein ganzer Roman voll eigenartiger Beobachtungen aus dem Familienleben des Schah und voller Einblicke in die Gewohnheiten des persischen Hofes. Der Berichterstatter ~~der ‚Neuen Freien Presse‘~~ ist dem Schah nicht von der Falte gewichen und hat Gelegenheit ~~gehabt«~~, die intimste Seelenregung, deren Persiens Herrscher im Wartesalon eines Bahnhofes fähig ist, zu belauschen.

Der Zug fährt ein, »der Schah steht am Fenster des Salonwagens, die Hand salutierend an die Lammfellmütze gelegt, heiter lächelnd«. Warum lächelte der Schah heiter? Weil er den Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' bemerkte? Im Gegenteil. Fern vom Orient, ward der Schah beim Anblick des ~~Herrn von der ‚Neuen Freien Presse'~~ an seine Heimat erinnert, und das Lächeln wich melancholischer Wehmut. Der Schah will um die Ringstraße spazieren fahren, »rasch werden einige Fiaker requiriert«. Der Berichterstatter muß leider zurückbleiben. Aber selbst wenn ein Berichterstatter zurückbleibt, hat er noch »Gelegenheit«. Und der unsere war denn auch richtig imstande, sich im Gespräche mit einigen gleichfalls auf dem Bahnhof zurückbleibenden Landsleuten des Schah, die in Wien studiert haben, »zu überzeugen, wie rasch die jungen Perser Deutsch gelernt haben und wie sicher und weltgewandt sie sich benehmen«. Leider wird es immer ein dunkles Geheimnis bleiben, ob auch die jungen Perser im Gespräch mit dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' dieselbe Beobachtung zu machen Gelegenheit hatten . . . Der Schah kehrt zurück. Nun entwickelt sich innerhalb einer Stunde, die noch bis zum Abgang des Zuges reicht, ein Familienleben, wie es bisher noch in keinem Wartesalon der Welt, wenigstens nicht innerhalb einer so kurzen Spanne Zeit, sich abgespielt hat. Der Schah »bestimmt den Prinzen ihre Laufbahn: der älteste soll sich in der Artillerie ausbilden, der jüngere in der Infanterie, Isaak Khan soll hauptsächlich Finanzwissenschaft, Muhsin Khan die Rechte studieren.« So ward es im Nordbahnhofe ausgemacht. Aber nicht nur Familienangelegenheiten werden geordnet, auch Regierungsakte werden vollzogen: »Inzwischen hat dem Schah einer der Prinzen eine Bittschrift überreicht: die Knaben haben sich zusammengetan und petitionieren um eine Rangserhöhung für ihren alten Erzieher daheim, den sie im Herbste verlassen haben. Der Schah läßt sich vom Großvezier das Siegel reichen, und indem er es auf das Schriftstück drückt, ist die Bitte gewährt.« Begnadigungsurkunden werden nicht unterzeichnet, und nach den grauenvollen Martern, denen die Gefangenen in Persien unterworfen sind und von welchen erst neulich wieder die Rede ging, hat sich der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' bei keinem der anwesenden Würdenträger erkundigt. Und doch hatte er, wie er stolz berichtet, »als der einzige anwesende Journalist die Ehre, dem Großvezier vorgestellt zu werden«. Das dritte Läuten ertönte, und er war noch Zeuge der peinlichen Szene, wie der Schah Geschenke verteilte, aber beim Aufruf sich nicht ein einzigesmal irrte und statt eines Khan einen Kohn berücksichtigte. »Einmal sind es goldene, mit Edelsteinen besetzte Schmucksachen, dann wieder alte persische Münzen, dann wieder etwas Geheimnisvolles in verschlossenem Kuvert.« Das Geheimnisvolle in verschlossenem Kuvert hat den Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' besonders angeheimelt. Er öffnet wie mit einer Reflexbewegung die Hand: vergebens. Er öffnet das Ohr, aber ach: »ein lautes Wort wird nicht gehört; alle Gespräche werden leise geführt und auch die Kinder antworten in gedämpftem Ton.« Die Gesellschaft wußte sich offenbar nicht anders zu helfen. Der Schah wird ungeduldig. So hat der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' Gelegenheit, die Ungeduld des Schah zu beobachten. Er »sitzt bald auf einem der Sofas, die längs der Wand hinlaufen, bald geht er, sich leicht auf den Rohrstock mit silberner Kugel stützend, durch den Saal, da und dort mit dem oder jenem stehen bleibend. Er zeigt für alles, was er sieht, lebhaftes Interesse. Er betrachtet nachdenklich die landschaftlichen Wandbilder, er interessiert sich für den Stein der Säulen, welche die Decke tragen, und für die Blattpflanzen, die den Raum schmücken«.

Nur für die eine Blattpflanze, die den Raum ~~noch immer~~ schmückt, zeigt der Schah kein Interesse. Darum beginnt ihn der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' zu frozzeln und stellt ihn als einen zugereisten Tölpel dar, der die Einrichtungsgegenstände eines Wiener Wartezimmers für die Sehenswürdigkeiten von Wien hält. Schon will der Schah nach seinem Rohrstock mit der silbernen Kugel greifen, — da wird gemeldet, daß die zwei Stunden Aufenthaltszeit vorüber sind. Schah, Schmock und Gefolge eilen auf den Perron. Und wieder steht ein heiter lächelnder Mann am Fenster des Salonwagens. Ein letzter Schmerz des Abschieds und der Entsagung: der Schah ruft seine Brüder noch einmal heran und »läßt etwas Funkelndes in ihre Hände gleiten.« Es schlägt zwölf Uhr, der Schah legt salutierend die Hand an die Lammfellmütze, und unser Gewährsmann hat das Nachsehen ... Erschüttert erkennt er, daß die orientalische Wirklichkeit der orientalischen Phantasie nicht gewachsen ist.

DER SCHATZ

Mai 1902

Weihnachten, Ostern, Pfingsten — man weiß, was diese Feste für den Zeitungsleser bedeuten. Die Blätter erscheinen in einem Umfang, als obs die Kultur eines Jahrhunderts zu verpesten gälte, und das einzelne Exemplar wiegt schwer genug, um die bezweckte Lähmung des Lesergehirns einfacher durch das Zertrümmern der Schädeldecke herbeizuführen. 100 Seiten und mehr; wohin soll das noch führen? Weiter als bis Triest kann ja doch der Südbahnzug nicht, von dessen Lokomotive man sich nach alter Weisung »das Papier unserer Sonntagsauflage aufgerollt denken muß«. 100 Seiten und mehr: bewundernd steht der Laie vor dieser Riesenschöpfung, zu der sich menschliche Dummheit und menschliche Schlechtigkeit vereinigt haben. In diesem Ungetüm, bei dem der schmächtige Vorderteil mit dem gigantischen Annoncenhintern seltsam kontrastiert, muß eine Armee von Hohlköpfen und Erpressern Platz haben! Aber ach, der gläubige Trojaner, dem es am Pfingstmorgen vor die Tür geschoben wird, läßt sich von einem Danaergeschenk blenden, für das man auch nach der Aufhebung des Zeitungsstempels gern sechs Kreuzer bezahlt. Der schmächtige Vorderteil: er ladet zu angeregter Betrachtung. Zwar, die bekanntesten Sonntagshumoristen — sie waren, Spaß beiseite, ehrliche Kerle, die ihr Bestes gaben — sprechen nicht mehr zu uns. Sie machen uns nicht mehr zu teilnahmsvollen Zeugen ihrer Humore, dieser von

starker Schweißabsonderung, völliger Apathie und Lallen begleiteten Anfälle. Einer von ihnen wirkt überhaupt nicht mehr für die Öffentlichkeit, sondern hat eine Revue gegründet. Von den ständigen Verderbern der Sonntagslaune behauptet nur noch der unverwüstliche Lothar das Feld, mit einer Beharrlichkeit, die es begreiflich erscheinen ließe, daß eines Tages an die ‚Neue Freie Presse' eine Verwahrung aus dem Jenseits gelangt, überschrieben »Fatale Namensgleichheit« und unterzeichnet »Daniel Spitzer« . . . Aber das Terrain der Feiertagsnummer ist in Wirklichkeit lange nicht so verödet, wie man, gewohnt die paar markanten Chiffren aufzustöbern, auf den ersten Blick vermuten könnte, denn wenn Herr Benedikt eine ernste Pfingstbetrachtung schreibt, gibt es mehr lachende Gesichter in Wien, als nach den Leistungen aller Sonntagshumoristen zusammen.

Aber auch sonst ist für den Frohsinn gesorgt. Da putzt sich die ‚Neue Freie Presse' festtäglich mit Beiträgen von Schnitzler und Hofmannsthal, opfert den kostbaren Raum, der sonst der Lyrik des Paprika-Schlesinger gewidmet war, wirklichen Franzosen, die über Bühnensterne von heute und morgen, über literarischen Chauvinismus und über die Eroberung der Wissenschaft plaudern. Alles überflüssig! Der einfache Lokalbericht über den »Schah von Persien in Wien«, den die Pfingstsonntagsnummer bot, war den Lesern lieber. Man erinnert sich nicht, je etwas Spannenderes, von der ersten bis zur letzten Zeile Abwechslungsvolleres gelesen zu haben. Nichts liegt vor als die einfache Tatsache, daß der Schah von Persien zwei Stunden in Wien, darunter eine in einem Wartesalon der Nordbahn zugebracht hat. Aber was versteht die ‚Neue Freie Presse' daraus zu machen! Von dem Moment, da der Hofzug »maestoso, molto andante und piano in die Halle des Bahnhofes glitt«, bis zu dem Zeitpunkt, da er »majestätisch, langsam und leise weiterfährt«, ein ganzer Roman voll eigen-

artiger Beobachtungen aus dem Familienleben des Schah und voller Einblicke in die Gewohnheiten des persischen Hofes. Der Berichterstatter, wahrscheinlich Lothar, ist dem Schah nicht von der Falte gewichen und hatte Gelegenheit, die intimste Seelenregung, deren Persiens Herrscher im Wartesalon eines Bahnhofes fähig ist, zu belauschen.

Der Zug fährt ein, »der Schah steht am Fenster des Salonwagens, die Hand salutierend an die Lammfellmütze gelegt, heiter lächelnd«. Warum lächelte der Schah heiter? Weil er den Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' bemerkte? Im Gegenteil. Fern vom Orient, ward der Schah beim Anblick des Berichterstatters an seine Heimat erinnert, und das Lächeln wich melancholischer Wehmut. Der Schah will um die Ringstraße spazieren fahren, »rasch werden einige Fiaker requiriert«. Der Berichterstatter muß leider zurückbleiben. Aber selbst wenn ein Berichterstatter zurückbleibt, hat er noch Gelegenheit. Und der unsere war denn auch richtig imstande, sich im Gespräche mit einigen gleichfalls auf dem Bahnhof zurückbleibenden Landsleuten des Schah, die in Wien studiert haben, »zu überzeugen, wie rasch die jungen Perser Deutsch gelernt haben und wie sicher und weltgewandt sie sich benehmen«. Leider wird es immer ein dunkles Geheimnis bleiben, ob auch die jungen Perser im Gespräch mit dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' dieselbe Beobachtung zu machen Gelegenheit hatten . . . Der Schah kehrt zurück. Nun entwickelt sich innerhalb der Stunde bis zum Abgang des Zuges ein Familienleben, wie es bisher noch in keinem Wartesalon der Welt, wenigstens nicht innerhalb einer so kurzen Spanne Zeit, sich abgespielt hat. Der Schah »bestimmt den Prinzen ihre Laufbahn: der älteste soll sich in der Artillerie ausbilden, der jüngere in der Infanterie, Isaak Khan soll hauptsächlich Finanzwissenschaft, Muhsin Khan die Rechte studieren.« So ward es im

Nordbahnhof ausgemacht. Aber nicht nur Familienangelegenheiten werden geordnet, auch Regierungsakte werden vollzogen: »Inzwischen hat dem Schah einer der Prinzen eine Bittschrift überreicht: die Knaben haben sich zusammengetan und petitionieren um eine Rangserhöhung für ihren alten Erzieher daheim, den sie im Herbste verlassen haben. Der Schah läßt sich vom Großvezier das Siegel reichen, und indem er es auf das Schriftstück drückt, ist die Bitte gewährt.« Begnadigungsurkunden werden nicht unterzeichnet, und nach den grauenvollen Martern, denen die Gefangenen in Persien unterworfen sind und von welchen erst neulich wieder die Rede ging, hat sich der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' bei keinem der anwesenden Würdenträger erkundigt. Und doch hatte er, wie er stolz berichtet, »als der einzige anwesende Journalist die Ehre, dem Großvezier vorgestellt zu werden«. Das dritte Läuten ertönt, und er ist noch Zeuge der peinlichen Szene, wie der Schah Geschenke verteilt, aber beim Aufruf sich nicht ein einzigesmal irrt und eher statt eines Khan einen Kohn berücksichtigte. »Einmal sind es goldene, mit Edelsteinen besetzte Schmucksachen, dann wieder alte persische Münzen, dann wieder etwas Geheimnisvolles in verschlossenem Kuvert.« Das Geheimnisvolle in verschlossenem Kuvert hat den Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' besonders angeheimelt. Er öffnet wie mit einer Reflexbewegung die Hand: vergebens. Er öffnet das Ohr, aber ach: »ein lautes Wort wird nicht gehört; alle Gespräche werden leise geführt und auch die Kinder antworten in gedämpftem Ton.« Die Gesellschaft wußte sich offenbar nicht anders zu helfen. Der Schah wird ungeduldig. So hat der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' Gelegenheit, die Ungeduld des Schah zu beobachten. Er »sitzt bald auf einem der Sofas, die längs der Wand hinlaufen, bald geht er, sich leicht auf den Rohrstock mit silberner Kugel

stützend, durch den Saal, da und dort mit dem oder jenem stehen bleibend. Er zeigt für alles, was er sieht, lebhaftes Interesse. Er betrachtet nachdenklich die landschaftlichen Wandbilder, er interessiert sich für den Stein der Säulen, welche die Decke tragen, und für die Blattpflanzen, die den Raum schmücken«. Nur für die eine Blattpflanze, die den Raum am schönsten schmückt, zeigt der Schah kein Interesse. Darum beginnt ihn der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' zu frozzeln und stellt ihn als einen zugereisten Tölpel dar, der die Einrichtungsgegenstände eines Wiener Wartezimmers für die Sehenswürdigkeiten von Wien hält. Schon will der Schah, der das spürt, nach seinem Rohrstock mit der silbernen Kugel greifen, — da wird gemeldet, daß die zwei Stunden Aufenthaltszeit vorüber sind. Schah, Schmock und Gefolge eilen auf den Perron. Und wieder steht ein heiter lächelnder Mann am Fenster des Salonwagens. Ein letzter Schmerz des Abschieds und der Entsagung: der Schah ruft seine Brüder noch einmal heran und »läßt etwas Funkelndes in ihre Hände gleiten.« Es schlägt zwölf Uhr, der Schah legt salutierend die Hand an die Lammfellmütze, und unser Gewährsmann hat das Nachsehen ... Erschüttert erkennt er, daß die orientalische Wirklichkeit der orientalischen Phantasie nicht gewachsen ist.

Mai 04. Aus Nr. 162

Theater, Kunst und Literatur.

Das führende Blatt deutschösterreichischer Kultur hat eine Festwoche hinter sich. Vom 4. bis zum 11. Mai wurden die Herren Nordau, Goldmann und Sternberg auf die Literatur losgelassen. War das eine Freude! Der stärkste Pathetiker, der feinste Ironiker und der kurzweiligste Humorist des Freisinns an der Arbeit! Schon am 4. Mai begann's nach ausgelassenem Gänseschmalz zu riechen. Man kennt die ausgelassene Art dieses St–g, der berufen war, die erste Aufführung der »Weber« zu würdigen. Die großzügige Geschmacklosigkeit, die die Haltung der „Neuen Freien Presse" in literarischen Dingen bestimmt, hat es nicht zugelassen, daß Speidel aus der Pension geweckt oder doch wenigstens einer der Feuilletonkritiker ausersehen werde, dem größten dramatischen Ereignis, das Wien seit Jahren geschaut hat, gerecht zu werden. Ein Kommunalreporter, dessen Witz eben noch das Problem der Tramwayüberfüllung, dessen Ernst das Thema von den Gasröhren zu bewältigen vermag, war der geeignete Mann, die »Weber« in Wien einzuführen. Was kann man von solch armem Teufel verlangen? Er soll über die Wirkung des großen Revolutionsstückes sprechen und gibt statt dessen plötzlich seinem Lokalehrgeiz nach: »Das Haus war selbstverständlich vollkommen ausverkauft und trug in allen seinen Teilen die hergebrachte Premièren-Physiognomie. Die Gallerien schienen ein wenig schwächer besetzt als an sonstigen Sensationsabenden der Leopoldstädter Bühne; aber das ist auf die strenge Befolgung jener behördlichen Vorschriften zurückzuführen, die in letzter Zeit mit Rücksicht auf die Sicherheit des Theaterpublikums erflossen sind und teilweise auch der Überfüllung der Gallerien dadurch abhelfen sollen, daß sie die Zahl der Entreekarten, die ausgegeben werden dürfen, genau festsetzen, beziehungsweise das bisherige Ausmaß derselben entsprechend restringierten ...« Drei gedankenschwere

Goldmann, daß die modernen Dramatiker keine »Ideen« haben. Es berührt einigermaßen drollig, einen Kritiker, der vielleicht von allen lebenden Zeitungsschreibern am wenigsten »Ideen« hat, solche unaufhörlich von den Dramatikern verlangen zu hören. Dazu nämlich gehört so gut wie gar keine Grütze, jedes moderne Werk einfach mit der Beteuerung von der Schwelle zu weisen, daß es ein »Klassiker« besser gemacht hätte. Das wird auf die Dauer auch dem eingefleischtesten Philister zu dumm, der sich durch die fortwährende Spekulation auf das »gesunde Gefühl« nicht fangen läßt und schließlich die Impertinenz empfindet, die die fortgesetzte Abkanzelung eines Gerhart Hauptmann durch einen seichten Tagschreiber im Grunde bedeutet. Auch den Ernst einer Kritik vermag er zu würdigen, die in sechs Spalten die Worte »Klassiker«, »Ideen«, »Freiheitssehnen«, »Donnerruf« bis zum Erbrechen wiederkäut, um plötzlich umzukippen und, weil ihr ein paar dumme Witze eingefallen sind, »Kabale und Liebe«, das eben noch als ewiges Muster hingestellte Werk, zu verhöhnen und zu erklären, diese Tragödie arbeite auch »mit den Mitteln der Verwechslungsposse« und sei nur deshalb ein Trauerspiel, weil »Schiller offenbar ganz besonders daran lag, daß im fünften Akt die Limonade zur Verwendung kam.« ... Durch neun Spalten, in Ernst und Scherz, müssen wir dies salzlose Gewässer über uns ergehen lassen, weil in Berlin ein Repertoirestück des Hoftheaters auch auf einer andern Bühne gespielt wurde. »Der ärgste Druck«, schreibt Herr Goldmann, da er von dem politischen Inhalt von »Kabale und Liebe« spricht, »ist von den Völkern genommen, aber wie viel Druck ist noch geblieben!« ...
Und das Publikum würde »Bravo!« rufen, wenn man den lästigen Druckschwärzern, die die Tyrannis der Fürsten abgelöst haben, die Tür wiese.

(Nordau) Paul Goldmann

bringen! (Wenn nur nicht allzuviel über Nordau in einem Band zusammenkommt)

Hauer

THEATER, KUNST UND LITERATUR

Mai 1904

Das führende Blatt deutschösterreichischer Kultur hat eine Festwoche hinter sich. Vom 4. bis zum 11. Mai wurden die Herren Nordau, Goldmann und Sternberg auf die moderne Literatur losgelassen. War das eine Freude! Der stärkste Pathetiker, der feinste Ironiker und der kurzweiligste Humorist des Freisinns an der Arbeit! Schon am 4. Mai begann's nach ausgelassenem Gänseschmalz zu riechen. Man kennt die ausgelassene Art dieses St—g, der berufen war, die erste Aufführung der »Weber« zu würdigen. Die großzügige Geschmacklosigkeit, die die Haltung der ‚Neuen Freien Presse' in literarischen Dingen bestimmt, hat es nicht zugelassen, daß Speidel aus der Pension geweckt oder doch wenigstens einer der Feuilletonkritiker ausersehen werde, dem größten dramatischen Ereignis, das Wien seit Jahren geschaut hat, gerecht zu werden. Ein Kommunalreporter, dessen Witz eben noch das Problem der Tramwayüberfüllung, dessen Ernst das Thema von den Gasröhren zu bewältigen vermag, war der geeignete Mann, die »Weber« in Wien einzuführen. Was kann man von solch' armem Teufel verlangen? Er soll über die Wirkung des großen Revolutionsstücks sprechen und gibt statt dessen plötzlich seinem Lokalehrgeiz nach: »Das Haus war selbstverständlich vollkommen ausverkauft und trug in allen seinen Teilen die hergebrachte Premièren-Physiognomie. Die Galerien schienen ein wenig schwächer besetzt als an sonstigen Sensationsabenden der Leopoldstädter Bühne; aber das ist auf die strenge Befolgung jener behördlichen Vorschriften zurückzuführen, die in letzter Zeit mit Rücksicht auf die Sicherheit des Theaterpublikums erflossen sind und teilweise auch der Überfüllung der Galerien dadurch abheifen sollen, daß sie die Zahl der Entreekarten, die ausgegeben werden dürfen, genau festsetzten, beziehungsweise das bisherige Ausmaß derselben entsprechend restringierten ... »Drei gedankenschwere Punkte schließen diese künstlerische Betrachtung. Es ist wie im ersten Akt der »Weber«, — die Schwüle vor dem Gewitter. Jetzt erst wird der St—g loslegen! Aber er bewitzelt noch die Carltheaterclaque, die es sonst viel wüster treibe als die echten Galerieenthusiasten bei der Première der »Weber«. Endlich kann die Theater-, Kunst- und Literaturfremdheit, die sich in der ersten Hälfte des Artikels hinter Lokalscherzen verbergen mußte, zum Ausbruch kommen. Der Mensch scheint — anders als die alberne Wiener Zensur — zu glauben, daß die »Weber« ein Agitationsstück für die Fabrikanten seien; wenigstens spricht er von der »großen Rede« Dreißiger's im ersten Akt, die »verpufft« sei. Dagegen findet er plötzlich — weiß man denn, was in so einen Gehirn vorgeht? —, daß im dritten Akt »Herr Wach (Gendarm) eine ansprechende Leistung« bot. Es ist ein typisches Merkmal der Theaterfremdheit, einem beliebigen Episodisten für den Angelpunkt der Vorstellung zu halten. Hat Dich, lieber Leser, nicht oft schon der Sitznachbar in Raserei gebracht, der beim Auftreten eines beleibten Statisten in den Ruf ausbricht: »Aha, Baumeister!«? Solche Sitznachbarn schreiben auch für Zeitungen und »entdecken« dann mit dem Falkenauge des absoluten Ignoranten unter den fünfzig Episodisten der »Weber« just den gleichgiltigsten. Dieser St—g, der Bassermann's Darbietung »fahrig und zerfahren« nennt, markante Leistungen z. B. den alten Baumert des für diese eine Rolle gebornen Pauli oder den Pfeifer des Herrn Forest nicht erwähnt und sich plötzlich auf den Darsteller des »Gendarmen« wirft, hat natürlich nicht die blaße Ahnung, warum er gerade

den entdeckt. Mir hat z. B. die natürlich verlegene Art gefallen, in der der Spieler des Kutschers die prächtige Antwort auf die Frage, was die revoltierenden Leute denn eigentlich verlangen, gebracht hat: »Mehr Lohn wull'n se halt hab'n, die tummen Luder«. Ich hätte aber, da ich selbst Herrn Pauli's unvergleichliches Hungermännchen nicht für eine schauspielerische Probe halte, nicht den Mut, in einem Milieuensemble, wo alle episodische Natürlichkeit Regiesache ist, auf Entdeckungen auszugehen... Herr Sternberg, der die »Weber« aus dem Gesichtswinkel des Handlungsreisenden im dritten Akt betrachtet, schließt — wörtlich — mit der Versicherung daß den Erfolg des Werkes »die überzeugende Echtheit der Gesinnung, der man sogar gelegentlich Übertreibungen zugute halten muß«, bewirkt hat. Der Mann hält doch die »Weber« für ein Tendenzstück, aber — trotz der »großen Rede« Dreißiger's — für ein sozialdemokratisches... Ich kann mir nicht helfen, dieser St—g ist ja gewiß eine an sich gleichgültige und nur durch die ihr aufgebürdete Mission beträchtliche Persönlichkeit: aber ich kenne kaum einen zeitgenössischen Schriftsteller, der eine so markante Art hätte. Er schreibt Wendungen hin — man weiß nicht, ob sie witzig sind, aber man muß sich die Kopfhaut kratzen. Er hat etwas ›Prickelndes‹. Dazu diese Suffisance, mit der vom Standpunkt des Jours bei Frau Jeiteles über Fragen der Kunst abgeurteilt, die moderne Malerei verhohnsimpelt und das moderne Theater wie ein Pokerspiel abgetan wird. Das Traurige ist, daß die ‚Neue Freie Presse', wenn ihr nun schon einmal der Weichselzopf hinten hängt, sich nicht mit dem einen Nordau begnügen will, der doch wahrhaftig den Bedarf an philisträser Schäbigkeit ganz allein decken könnte. Mit diesem glatten Stilisten der übelsten Gesinnung könnten wir uns als den vollkommenen Repräsentanten dessen, was wir hassen, immerhin abfinden. Aber so müssen wir unsere Empörung vergeuden, müssen täglich dem in Notizen verspritzten Gift standhalten und und außer dem Gewaltphilister in Paris auch noch Herrn Schütz, auch den in die Literatur verschlagenen Kommunalreporter und schließlich den anmutigen Herrn in Berlin ertragen, der, wie Herr Nordau sich räuspert und wie er auf die Kultur spuckt, ihm trefflich abgeguckt hat.

Die Nummer der ‚Neuen Freien Presse' vom 6. Mai sollten vorsorgende Abonnenten kommenden Geschlechtern aufheben. Was sie birgt, ist noch denkwürdiger als der Empfang der »Weber« durch einen Tramwayüberfüllungshumoristen. Man braucht, da Kontrastwirkung an sich schon ein Element des ist, bloß festzustellen, daß im Leitartikel der eben verstorbene Herr Moritz Jokai — wohlgemerkt, als Dichter und nicht als Verwaltungsrat und Versicherungsagent — zur Säkularerscheinung erhoben wird und daß gleich unter dem Strich Herr Max Nordau Rodin für einen dilettantischen Pfuscher erklärt. Herr Nordau hat nun der Reihe nach bereits alle großen Denkmäler unserer Kultur verunreinigt. Und darf noch immer frei herumlaufen. Man kann seinen immer abscheulicheren Exzessen gegenüber nichts tun, als den jeweils angerichteten Schaden konstatieren.

Ein Lesepublikum, das diesem maniakalischen Wüten ohne lauten Protest zusieht, muß sich auch die jämmerliche Berliner Nachahmung des Pariser Musters gefallen lassen, Herrn Paul Goldmann. Das ist nicht etwa einer, den Ehrgeiz oder Bequemlichkeit zum Niveau des rationalistischen Spießers hinunterführt. Der kann sich mit dem Leser nicht verständigen, weil er tief unter dem Horizont des Lesers denkt. Es ist eine Offenbarung philistrischer Fachheit, wie sie bisher vielleicht überhaupt noch nicht erlebt worden ist. Diese Fülle von Banalität ist in ihrer Art ebenso unverständlich wie der Tiefsinn, der sich dem Erfassen

durch hundert Schleier entzieht. Wenn wir diesen Paul Goldmann lesen, ist's uns, als ob die Druckerschwärze uns die Augen verklebte: so nah ist das alles gerückt, was er uns zu sagen hat, so unentwirrbar einfach ist die Weisheit, die er verkündet. An diesem Paul Goldmann sehe ich aber auch, was das Milieu ausmacht, aus dem und über das ein Schriftsteller schreibt. Ich traue keinem mehr, der in Korrespondenzen aus einem der Länder des Weltpostvereins eine hübsche Feuilletonbegabung verrät. Herr Goldmann hat einmal aus China fesselnde Reisebriefe geschrieben und selbst in Paris noch, auf dessen Pflaster eben jeder Reporter zum geistigen Elegant wird, sich zu einer Hoffnung der deutschen Publizistik emporzustapeln gewußt. Seine Berliner Theaterbriefe rangieren tief unter den Möglichkeiten irgend eines Wiener Kulissenkuli, dessen einzige Talentprobe bisher die Stilisierung des Konflikts zwischen einem Tenoristen und seinem Direktor gewesen ist. Kommt dazu die Mißempfindung über den Aufwand an Superklugheit, mit dem die letzte Trivialität vorgebracht wird, so ist die Erbitterung begreiflich, mit der selbst im Kreise der ausgepichtesten Spießbürger jedes Feuilleton des Herrn Goldmann empfangen wird. Auch der dümmste Kerl empfindet schließlich die Beleidigung, wenn ihn einer für noch dümmer halten will, als er ohnedies ist. In neun Spalten und in einem unaufhaltsam dünnflüssigen Stil, der besonders der Kritik von Durchfällen angepaßt ist, wandelt Herr Goldmann am 11. Mai den Satz ab, daß »die Klassiker modern sind — ja noch mehr, daß sie moderner sind als die Modernen«. In Philisteria ist neuestens der Klassikerkoller ausgebrochen. Herr Goldmann, der den heutigen Dichtern politische Indolenz vorwirft, berauscht sich an dem Gedanken, daß bei der Neuaufführung von »Kabale und Liebe« in Berlin »das Publikum, als der Musiker Miller dem Präsidenten die Tür wies, ‚Bravo!' rief«. Immer wieder kommt er darauf zurück, und von diesem Zwischenfall glaubt er die Renaissance klassischen Empfindens in Deutschland ableiten zu können. Nur eines gebe es, was einem dichterischen Werke Ewigkeit verleiht: die »großen Ideen«. Wohl ein dutzendmal konstatiert Herr Goldmann, daß die modernen Dramatiker keine »Ideen« haben. Es berührt einigermaßen drollig, einen Kritiker, der vielleicht von allen lebenden Zeitungsschreibern am wenigsten »Ideen« hat, solche unaufhörlich von den Dramatikern verlangen zu hören. Dazu nämlich gehört so gut wie gar keine Grütze, jedes moderne Werk einfach mit der Beteuerung von der Schwelle zu weisen, daß es ein »Klassiker« besser gemacht hätte. Das wird auf die Dauer auch dem eingefleischtesten Philister zu dumm, der sich durch die fortwährende Spekulation auf das »gesunde Gefühl« nicht fangen läßt und schließlich die Impertinenz empfindet, die die fortgesetzte Abkanzelung eines Gerhart Hauptmann durch einen seichten Tagschreiber im Grunde bedeutet. Auch den Ernst einer Kritik vermag er zu würdigen, die in sechs Spalten die Worte »Klassiker«, »Ideen«, »Freiheitssehnen«, »Donnerruf« bis zum Erbrechen wiederkäut, um plötzlich umzukippen und, weil ihr ein paar dumme Witze eingefallen sind, »Kabale und Liebe«, das eben noch als ewiges Muster hingestellte Werk, zu verhöhnen und zu erklären, diese Tragödie arbeite auch »mit den Mitteln der Verwechslungsposse« und sei nur deshalb ein Trauerspiel, weil »Schiller offenbar ganz besonders daran lag, daß im fünften Akt die Limonade zur Verwendung kam.« . . . Durch neun Spalten, in Ernst und Scherz, müssen wir dies salzlose Gewässer über uns ergehen lassen, weil in Berlin ein Repertoirestück des Hoftheaters auch auf einer andern Bühne gespielt wurde. »Der ärgste Druck«, schreibt Herr Goldmann, da er von dem politischen Inhalt von »Kabale und Liebe« spricht, »ist von den Völkern genommen, aber wie viel Druck ist noch geblieben!« . . . Und das Publikum würde »Bravo!« rufen, wenn man den lästigen Druckschwärzern, die die Tyrannis der Fürsten abgelöst haben, die Tür wiese.

Philipp v. Haas zum Dichter ward, und es bleibt uns nichts übrig als die Hoffnung, daß uns der liebe Himmel andauernd gutes Wetter schenke.

* * *

Daß einer öffentlich mit seiner Zudringlichkeit protzt, ist gewiss eine Erscheinung, die selbst in Wiener Literaturkreisen nur selten beobachtet wird. Herr Rudolph Lothar rühmte sich neulich, einen Lästigkeitsrecord erzielt zu haben, der noch nicht erlebt ward, seit der Verkehr mit den Interjuifs die Reiseunbequemlichkeiten fremdländischer Künstler vermehren half. Der alte Coquelin, der nach Jahren wieder einmal in Wien gastiert hat, mag sich für seine freien Stunden sicherlich eine andere Sehenswürdigkeit erhofft haben als Herrn Rudolph Lothar. Aber es sollte nicht sein. Coquelin hat von Wien nichts als Lothar gesehen. Wir wissen es aus dem Munde dieses Herrn selbst, und er hat gewiss nicht übertrieben. Wie das kam? Sehr einfach. »Coquelin sitzt behaglich vor seinem Toilettentischchen«. Auf einmal beginnt er »mit den Aeuglein zu zwinkern, das mollige Kinn tritt vor, die Nase bläht sich und das ganze Gesicht wird ~~Ein~~ Lachen«. Kein Zweifel, er hat Rudolph Lothar erblickt. Der alte Mime »hat gestern noch in Prag gespielt, ist die ganze Nacht hindurch gereist, und jetzt ist Nachmittag und er soll auf die Bühne.« Aber das geniert Herrn Lothar nicht. Coquelin ist müde, Lothar ist es nicht. Er hat eben erst den chinesischen Gesandten, ein Wunderkind und den Confectionär Gerngroß interviewt — er wird auch noch mit dem alten Coquelin fertig werden. Der sieht, daß es ernst wird, verliert alle Munterkeit und trachtet zu entwischen. Gleich wird der Inspicient das Zeichen geben, »Coquelin-Mascarille setzt die rothblonde Perücke auf und zupft sich sein Spitzenvorhemd zurecht«. Aber schon beginnt auch Lothar zu zupfen und an den Künstler die Frage nach seiner Weltanschauung zu stellen. Der Alte ~~sichtlich gereizt~~ »nimmt seinen hohen weißen Stock«. Der Besucher fasst diese Geste irrthümlich als Einladung zum Spazierengehen auf, und seiner suggestiven Kraft gelingt es, den berühmten Schauspieler von seiner ursprünglichen Absicht, auf der Bühne des Carltheaters weiterzuspielen, vorläufig abzubringen. Die Collegen warten un-

geduldig, das technische Personal wird zusehends nervöser, das Publicum beginnt zu murren. »Wir gehen noch eine Weile Arm in Arm leise sprechend auf der Hinterbühne auf und ab«. Was Coquelin flüsterte? »Lieber Lothar, ich bitte Sie, nur hier nicht!« ... »Suchen Sie mich im Hôtel auf, dort sage ich Ihnen alles über den deutschen Kaiser, über Maeterlinck und über die Comédie française! ... Loslassen, oder ich schrei!« Aber Lothar lässt nicht los, und Coquelin muß Rede und Antwort stehen. Endlich sieht jener ein: Mascarille »muß in die Sänfte steigen, denn die Preciösen erwarten ihn schon«. Herr Lothar denkt: »Wir können warten!« und schaut sich »durch ein Loch in der Coulisse dieses unnachahmliche Bravourstück Coquelin'scher Lustigkeit an«. Einmal muß sich ja jeder Schauspieler abschminken! .... Coquelin stürzt in die Garderobe. Peinlicher Zwischenfall: Lewinsky »kommt auf einen Augenblick herein. Freude des Wiedersehens. Umarmung. Kuss. ... Aber Lewinsky hat es eilig.« Lothar nicht. Und »so bleiben wir Beide bald wieder allein«. Coquelin ist fertig, setzt sich die Pelzmütze auf den Kopf und will gehen. Er hofft, draußen werden ihm die Pferde und Herr Lothar ausgespannt werden. Die Pferde wird der Meister glücklich los... »Wir schlendern gemächlich über die Ringstraße ins Hôtel«. Es dunkelt ... »Am Abend, beim Diner bei einem Wiener Freunde« trifft man sich wieder, und »beim Nachhausegehen, spät Nachts, durch den fallenden Schnee, erzählt mir Coquelin noch einmal vom Kaiser«. Aber Rudolph Lothar hat »den Menschen Coquelin nie höher schätzen gelernt, als in der tactvollen und discreten Art, mit der er über diese merkwürdige Episode seines Lebens berichtet«. Ueber die weitaus merkwürdigere wird Coquelin in Paris sicherlich ebenso tactvoll und discret berichten, und er wird die Anhänglichkeit eines Wiener Schriftstellers loben, welcher er sich anfangs bescheiden erwehren wollte, und eine Beredsamkeit, der er schließlich erlag.

* * *

Kritik.

‚Deutsche Zeitung', 25. Jänner:	‚Deutsches Volksblatt', 25. Jänner:
(Deutsches Volkstheater.) Lothar Schmidts dreiactige »Co-	(Deutsches Volkstheater.) Die dreiactige Comödie »Der

Ze—1

COQUELIN IN WIEN.

Jänner 1903

Daß einer ~~öffentlich~~ mit seiner Zudringlichkeit ~~protzt~~ ist gewiß eine Erscheinung, die selbst in Wiener Literaturkreisen nur selten beobachtet wird. Herr Rudolph Lothar rühmte sich neulich, einen Lästigkeitsrekord erzielt zu haben, ~~der~~ noch nicht erlebt ~~ward~~, seit der Verkehr mit den Interjuifs die Reiseunbequemlichkeiten fremdländischer Künstler vermehrt hat. Der alte Coquelin, der nach Jahren wieder einmal in Wien gastierte, mag sich für seine freien Stunden sicherlich andere Sehenswürdigkeiten erhofft haben als Herrn Rudolph Lothar. Aber es ~~sollte~~ nicht sein. Coquelin hat von Wien nichts als Lothar gesehen. Wir wissen es aus dem Munde dieses Herrn selbst, und er hat gewiß nicht übertrieben. Wie das kam? Sehr einfach. »Coquelin sitzt behaglich vor seinem Toilettentischchen.« Ahnungslosigkeit ist die Voraussetzung jeder Katastrophe. Auf einmal beginnt er »mit den Äuglein zu zwinkern, das mollige Kinn tritt vor, die Nase bläht sich und das ganze Gesicht wird ein Lachen«. Kein Zweifel, er hat Rudolph Lothar erblickt. Der alte Mann »hat gestern noch in Prag gespielt, ist die ganze Nacht hindurch gereist, und jetzt ist Nachmittag und er soll auf die Bühne«. Aber das geniert Herrn Lothar nicht. Coquelin ist müde, Lothar ist es nicht. Er hat eben erst den chinesischen Gesandten, ein Wunderkind und den Konfektionär Gerngroß interviewt — er wird auch noch mit dem alten Coquelin fertig werden. Der sieht, daß es ernst wird, verliert alle Munterkeit und trachtet zu entwischen. Gleich wird der Inspizient das Zeichen geben, »Coquelin-Mascarille setzt die rotblonde Perrücke auf und zupft sich sein Spitzenvorhemd zurecht«. Aber schon beginnt auch Lothar zu zupfen und an den Künstler die Frage nach seiner Weltanschauung zu stellen. Der Alte »nimmt seinen hohen weißen Stock«. Der Besucher faßt diese Geste irrtümlich als Einladung zum Spazierengehen auf, und seiner suggestiven Kraft gelingt es, den berühmten Schauspieler von seiner ursprünglichen Absicht, auf der Bühne des Carltheaters weiterzuspielen, vorläufig abzubringen. Die Kollegen warten ungeduldig, das technische Personal wird nervös, das Publikum beginnt zu murren. »Wir gehen noch eine Weile Arm in Arm leise sprechend auf der Hinterbühne auf und ab.« Was Coquelin flüsterte? Lieber Lothar, ich bitte Sie, nur hier nicht! Suchen Sie mich im Hotel auf, dort sage ich Ihnen alles über den deutschen Kaiser, über Maeterlinck und über die Comédie française! Loslassen, oder ich schrei! . . . Aber Lothar läßt nicht los, und Coquelin muß Rede und Antwort stehen. Endlich sieht jener es ein: Mascarille »muß in die Sänfte steigen, denn die Preziösen erwarten ihn schon«. Er erschaut sich inzwischen »durch ein Loch in der Kulisse dieses unnachahmliche Bravourstück Coquelinscher Lustigkeit an«, läßt den Preziösen die Freude, er hält es ja doch länger aus und gibt Coquelin vorderhand frei. Wir können warten, und einmal muß sich ja jeder Schauspieler abschminken! . . . Coquelin stürzt in die Garderobe. Peinlicher Zwischenfall: Lewinsky »kommt auf einen Augenblick herein, Freude des Wiedersehens. Umarmung. Kuß. ~~Aber~~ Lewinsky hat es eilig.« Lothar nicht. Und »so bleiben wir beide bald wieder allein«. Coquelin ist fertig, setzt sich die Pelzmütze auf den Kopf und will gehen. Draußen steht sein Wagen, um diesen eine Schar von Enthusiasten, und er hofft, daß sie ihm ~~Herrn~~ Lothar ausspannen werden. Aber ~~es gelingt ihm nicht einmal~~ den Wagen ~~zu besteigen~~. »Wir schlendern gemächlich über die Ringstraße ins Hôtel.« Es dunkelt . . . »Am Abend, beim Diner bei einem Wiener Freunde« trifft man sich wieder, und »beim Nachhausegehen, spät nachts durch den fallenden Schnee, erzählt mir Coquelin noch einmal vom Kaiser«. Und Rudolph Lothar hat »den Menschen Coquelin nie höher schätzen gelernt, als in der taktvollen und diskreten Art, mit der er über diese merkwürdige Episode seines Lebens berichtet«. Über die weitaus merkwürdigere, die er in Wien erlebt hat, wird Coquelin in Paris sicherlich ebenso taktvoll und diskret berichten.

COQUELIN IN WIEN.

Jänner 1903

Daß einer mit seiner Zudringlichkeit renommiert, ist gewiß eine Erscheinung, die selbst in Wiener Literaturkreisen nur selten beobachtet wird. Herr Rudolph Lothar rühmte sich neulich, einen Lästigkeitsrekord erzielt zu haben, wie er noch nicht erlebt wurde, seit der Verkehr mit den Interjuifs die Reiseunbequemlichkeiten fremdländischer Künstler vermehrt hat. Der alte Coquelin, der nach Jahren wieder einmal in Wien gastierte, mag sich für seine freien Stunden sicherlich andere Sehenswürdigkeiten erhofft haben als Herrn Rudolph Lothar. Aber es hat nicht sollen sein. Coquelin hat von Wien nichts als Lothar gesehen. Wir wissen es aus dem Munde dieses Herrn selbst, und er hat gewiß nicht übertrieben. Wie das kam? Sehr einfach. »Coquelin sitzt behaglich vor seinem Toilettentischchen.« Ahnungslosigkeit ist die Voraussetzung jeder Katastrophe. Auf einmal beginnt er »mit den Äuglein zu zwinkern, das mollige Kinn tritt vor, die Nase bläht sich und das ganze Gesicht wird ein Lachen«. Kein Zweifel, er hat Rudolph Lothar erblickt. Der alte Mann »hat gestern noch in Prag gespielt, ist die ganze Nacht hindurch gereist, und jetzt ist Nachmittag und er soll auf die Bühne«. Aber das geniert Herrn Lothar nicht. Coquelin ist müde, Lothar ist es nicht. Er hat eben erst den chinesischen Gesandten, ein Wunderkind und den Konfektionär Gerngroß interviewt — er wird auch noch mit dem alten Coquelin fertig werden. Der sieht, daß es ernst wird, verliert alle Munterkeit und trachtet zu entwischen. Gleich wird der Inspizient das Zeichen geben, »Coquelin-Mascarille setzt die rotblonde Perrücke auf und zupft sich sein Spitzenvorhemd zurecht«. Aber schon beginnt auch Lothar zu zupfen und an den Künstler die Frage nach seiner Weltanschauung zu stellen. Der Alte »nimmt seinen hohen weißen Stock«. Der Besucher faßt diese Geste irrtümlich als Einladung zum Spazierengehen auf, und seiner suggestiven Kraft gelingt es, den berühmten Schauspieler von seiner ursprünglichen Absicht, auf der Bühne des Carltheaters weiterzuspielen, vorläufig abzubringen. Die Kollegen warten ungeduldig, das technische Personal wird nervös, das Publikum beginnt zu murren. »Wir gehen noch eine Weile Arm in Arm leise sprechend auf der Hinterbühne auf und ab.« Was Coquelin flüsterte? Lieber Lothar, ich bitte Sie, nur hier nicht! Suchen Sie mich im Hotel auf, dort sage ich Ihnen alles über den deutschen Kaiser, über Maeterlinck und über die Comédie française! Loslassen, oder ich schrei! . . . Aber Lothar läßt nicht los, und Coquelin muß Rede und Antwort stehen. Endlich sieht jener es ein: Mascarille »muß in die Sänfte steigen, denn die Preziösen erwarten ihn schon«. Er läßt den Preziösen die Freude, er hält es ja doch länger aus und gibt Coquelin vorderhand frei. Er schaut sich inzwischen »durch ein Loch in der Kulisse dieses unnachahmliche Bravourstück Coquelinscher Lustigkeit an«, Wir können warten, und einmal muß sich ja jeder Schauspieler wieder abschminken! . . . Coquelin stürzt in die Garderobe. Peinlicher Zwischenfall: Lewinsky »kommt auf einen Augenblick herein. Freude des Wiedersehens. Umarmung. Kuß«. Was hat der da zu suchen? »Lewinsky hat es eilig.« Lothar nicht. Und »so bleiben wir beide bald wieder allein«. Coquelin ist fertig, setzt sich die Pelzmütze auf den Kopf und will gehen. Draußen steht sein Wagen, um diesen eine Schar von Enthusiasten, und er hofft, daß sie ihm den Lothar ausspannen werden. Aber der spannt ihm den Wagen aus. Schön gegangen wird! »Wir schlendern gemächlich über die Ringstraße ins Hôtel.« Es dunkelt . . . »Am Abend, beim Diner bei einem Wiener Freunde« trifft man sich wieder, und »beim Nachhausegehen, spät nachts durch den fallenden Schnee, erzählt mir Coquelin noch einmal vom Kaiser«. Und Rudolph Lothar hat »den Menschen Coquelin nie höher schätzen gelernt, als in der taktvollen und diskreten Art, mit der er über diese merkwürdige Episode seines Lebens berichtet«. Über die weitaus merkwürdigere, die er in Wien erlebt hat, wird Coquelin in Paris sicherlich ebenso taktvoll und diskret berichten.

Im geistigen Ghetto, das auf die umliegende Welt strenge Sperre gelegt hat, gabs neulich großen Lärm. Fräulein Emilie Bardach, die Mai-Sonne, suchte noch einmal im Wege der Zeitung Anschluß an ein Septemberleben. Ohne Erfolg. So zuversichtlich der Titel »Meine Freundschaft mit Ibsen« klang, der Artikel, den die ‚Neue Freie Presse' gedruckt hat, dürfte vergebens geschrieben sein. Die Dame bleibt dabei, den Lebensabend Ibsens verschönert zu haben. Aber wenn nicht die grammatische Verwahrlosung, die ihr Artikel zeigt, für einen Rest von Weiblichkeit spräche, man würde ihr die Leistung, die sie vollbracht haben will, nicht glauben. Eine Mai-Sonne, die auf ihrem Schein besteht: gegen solche Beharr-

lichkeit schirmt kein Unglaube. Es ist fatal, daß die Nachwelt Ibsens zugleich die Mitwelt des Fräuleins Bardach ist. Aber schließlich ist sie jene Welt, die für die falsche Erziehung ihrer jungen Mädchen selbst verantwortlich ist, und so muß sie auch für den literarhysterischen Ruhm sorgen, nach dem es manche gelüsten mag, die mit ihren Trieben auf natürlichere Art nicht fertig werden durften. Da pocht eines Tages die Hilde Wangel an die Tür und präsentiert ihre Forderung. Scheußlich. Und man möchte brutal werden, wenn man sich nicht immer wieder sagte, daß man es mit einer Patientin zu tun hat. Nur die liberale Intelligenz spürt nicht, wie ärgerlich es ist, wenn die Muse krampfhaft darauf besteht, den Dichter angeregt zu haben; wenn das Fräulein Bardach ihre Papiere ausbreitet, um nachzuweisen, daß sie Ibsen in Stimmung gebracht hat, — um also einen Vorwurf gegen einen Menschen zu erheben, der sich nicht mehr verteidigen kann. »Es konnte niemandem entgehen, daß er mich mit besonderem Interesse beobachtete.« Das ist eine jener tatsächlichen Feststellungen, durch die sich heutzutage eine höhere Tochter selbst für eine verminderte Heiratsfähigkeit schadlos hält. Aber wie wurde dieses Interesse geweckt? Fräulein Bardach entwickelt ihr Programm. »Ich lernte ihn am Schluß einer Ibsen-Feier kennen — ich glaube, sein Monument wurde eingeweiht. Dann war Konzert — dann drängte sich alles an ihn heran. Ich stand nicht weit . . .« Und so hat es die Dame erreicht, daß auch sie heute bei der Enthüllung ihres Denkmals zugegen ist, und noch dazu eines Denkmals, das sie selbst geschaffen hat und dessen Hülle sie selbst fallen läßt. Aus den Gesprächen mit Ibsen hat sie sich bloß das eine gemerkt, das er mit ihr über die »Eröffnung des Suez-Kanals« führte. Wäre dieses Gespräch ein Traum, Professor Freud, der die Wünschelrute des Geschlechts an die verschütteten Quellen der

Hysterie führt, wüßte ihn zu deuten. Und bei der Neigung des Traumes, schlechte Wortwitze zu machen, würde der Neurologe die Häufung eines bestimmten Wortes in den Bekenntnissen des Fräuleins Bardach: »ganz Anfang Mai« habe sie Herr Brandes besucht, im Sommer sei sie »in einem Schloß ganz im schottischen Hochland« gewesen, die sensationelle Wirkung der Publikation sei »ganz gegen ihr Gefühl« gegangen und Frau Ibsen sei ihr »mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit entgegengekommen«, verdächtig finden. Und er käme vielleicht auch hinter die wahre Meinung Ibsens, der die Bekanntschaft mit dem Fräulein Bardach jenem Konzert verdankte, nach dem sich alles an ihn herangedrängt hat; er brauchte bloß das schlechte Deutsch der Dame als eine jener versunkenen Glocken zu deuten, die aus dem Unterbewußtsein heraufTönen, und auf den Satz zu verweisen: »Auf einem unserer Spaziergänge bückte er (Ibsen) sich plötzlich in seiner ganzen Schwerfälligkeit, und als ich ihn nach der Ursache fragte — meinte er — er hätte nur einen Stein vom Boden entfernt, denn er könnte mich verletzen.« Er, nämlich der Stein selbst, nicht Ibsen . . .

Fräulein Bardach gibt aber auch mit vollem Bewußtsein zu, daß Ibsen sie später aus dem Auge verloren hat. Freilich war sie selbst daran schuld. »Er hatte keine Adresse und wußte nicht, was aus mir geworden«. Sie schrieb ihm nicht, um einem Mißbrauch ihrer Briefe vorzubeugen. Ibsen hätte sich vielleicht mit Herrn Brandes in Verbindung gesetzt, um vor der literarischen Welt mit dem Abenteuer von Gossensaß zu renommieren und am Ende gar seinen Anteil an der Gestalt der Hilde Wangel zu behaupten. Es wäre interessant, zu erfahren, ob Ibsen die Trostlosigkeit jenes Zustandes, in dem sich nach Nestroy ein »Liebhaber ohne Adress'« befindet, auch voll empfunden hat. Von der belebenden Wirkung, die die Briefe des Fräuleins Bardach auf ihn übten, können

uns eine Vorstellung machen. Ein einziges Mal noch hatte sie ihm geschrieben. Und was war die Folge? Ein neues Drama. Es war das letzte, denn ihr Brief war der letzte Brief. Hören wir Fräulein Bardach: »Wie Baumeister Solneß manche zusammen verbrachter Stunden berührt — so blieb wohl auch mein Gratulationsbrief zu seinem siebzigsten Geburtstag nach so langer Trennung nicht ohne Einfluß auf ‚Wenn wir Toten erwachen'«. Wenngleich Fräulein Bardach in übertriebener Bescheidenheit hinzufügt: »Es war nicht meine Persönlichkeit, die es vollbracht — es war der Blick und Geist, mit denen Ibsen diese Persönlichkeit erfaßt«, so wissen wir, was wir davon zu halten haben. Es war doch ihre Persönlichkeit! Denn einer Persönlichkeit, die es vermocht hat, den Zweifeln an ihrer Mitwirkung beim Schaffen des »Baumeister Solneß« mit der Erklärung zu begegnen, sie habe auch »Wenn wir Toten erwachen« verursacht, ist alles mögliche zuzutrauen.

Der Einfluß des Fräuleins Bardach auf Ibsen ist unbestreitbar. Was will es dagegen besagen, daß am andern Tag Herr von Hornstein die Dame, die sich auf seinen Rat in der Sache der Brief-Publikation beruft, Lügen straft und sich mit aller Entschiedenheit gegen den Verdacht wehrt, als ob er ihr je einen andern Rat erteilt hätte, als den, die Briefe Ibsens nicht zu publizieren! Kommt es denn überhaupt noch auf die Briefe Ibsens an? Längst überwiegt das Interesse an den Briefen des Fräuleins Bardach. Wir wollen sie kennen lernen. Wenn Frau Susanna vor der Literaturgeschichte die Quellen des dramatischen Schaffens ihres Gatten nicht verbergen will, winke sie eiligst den Brandes herbei!

14

4/07

IHRE FREUNDSCHAFT MIT IBSEN

April 1907

Im geistigen Ghetto, das auf die umliegende Welt strenge Sperre gelegt hat, gabs neulich großen Lärm. Fräulein Emilie Bardach, die Maisonne, suchte noch einmal im Wege der Zeitung Anschluß an ein Septemberleben. Ohne Erfolg. So zuversichtlich der Titel »Meine Freundschaft mit Ibsen« klang, der Artikel, den die ‚Neue Freie Presse' gedruckt hat, dürfte vergebens geschrieben sein. Die Dame bleibt dabei, den Lebensabend Ibsen verschönert zu haben. Aber wenn nicht die grammatische Verwahrlosung, die ihr Artikel zeigt, für einen Rest von Weiblichkeit spräche, man würde ihr die Leistung, die sie vollbracht haben will, nicht glauben. Eine Maisonne, die auf ihrem Schein besteht: gegen solche Beharrlichkeit schirmt kein Unglaube. Es ist fatal, daß die Nachwelt Ibsens zugleich die Mitwelt des Fräuleins Bardach ist. Aber schließlich ist sie jene Welt, die für die falsche Erziehung ihrer jungen Mädchen selbst verantwortlich ist, und so muß sie auch für den literarhysterischen Ruhm sorgen, nach dem es manche gelüsten mag, die mit ihren Trieben auf natürlichere Art nicht fertig werden durften. Da pocht eines Tages die Hilde Wangel an die Tür und präsentiert ihre Forderung. Schuußlich. Und man möchte brutal werden, wenn man sich nicht immer wieder sagte, daß man es mit einer Patientin zu tun hat. Nur die liberale Intelligenz spürt nicht, wie ärgerlich es ist, wenn die Muse krampfhaft darauf besteht, den Dichter angeregt zu haben; wenn das Fräulein Bardach ihre Papiere ausbreitet, um nachzuweisen, daß sie Ibsen in Stimmung gebracht hat, — um also einen Vorwurf gegen einen Menschen zu erheben, der sich nicht mehr verteidigen kann. »Es konnte niemandem entgehen, daß er mich mit besonderem Interesse beobachtete.« Das ist eine jener tatsächlichen Feststellungen, durch die sich heutzutage eine höhere Tochter selbst für eine verminderte Heiratsfähigkeit schadlos hält. Aber wie wurde dieses Interesse geweckt? Fräulein Bardach entwickelt ihr Programm. »Ich lernte ihn am Schluß einer Ibsen-Feier kennen — ich glaube, sein Monument wurde eingeweiht. Dann war Konzert — dann drängte sich alles an ihn heran. Ich stand nicht weit ...« Und so hat es die Dame erreicht, daß auch sie heute bei der Enthüllung ihres Denkmals zugegen ist, und noch dazu eines Denkmals, das sie selbst geschaffen hat und dessen Hülle sie selbst fallen läßt. Aus den Gesprächen mit Ibsen hat sie sich bloß das eine gemerkt, das er mit ihr über die »Eröffnung des Suez-Kanals« führte. Wäre dieses Gespräch ein Traum, wahrlich, Professor Freud, der die Wünschelrute des Geschlechts an die verschütteten Quellen der Hysterie führt, wüßte ihn zu deuten. Und bei der Neigung des Traumes, schlechte Wortwitze zu machen, würde der Neurologe die Häufung eines bestimmten Wortes in den Bekenntnissen des Fräuleins Bardach: »ganz Anfang Mai« habe sie Herr Brandes besucht, im Sommer sei sie »in einem Schloß ganz im schottischen Hochland« gewesen, die sensationelle Wirkung der Publikation sei »ganz gegen ihr Gefühl« gegangen und Frau Ibsen sei ihr »mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit entgegengekommen«, verdächtig finden. Und er käme vielleicht sogar hinter die wahre Meinung Ibsens, der die Bekanntschaft mit dem Fräulein Bardach jenem Konzert verdankte, nach dem sich alles an ihn herangedrängt hat; er brauchte nur auch das schlechte Deutsch der Dame als eine jener versunkenen Glocken zu deuten, die aus dem Unterbewußtlein heraufTönen, und auf den Satz zu verweisen: »Auf einem unserer Spaziergänge bückte er (Ibsen) sich plötzlich in seiner ganzen Schwerfälligkeit, und als ich ihn nach der Ursache fragte — meinte er — er hätte nur einen Stein vom Boden entfernt, denn er könnte mich verletzen«. Er, nämlich der Stein selbst, nicht Ibsen ...

Fräulein Bardach gibt aber auch mit vollem Bewußtsein zu, daß Ibsen sie später aus dem Auge verloren hat. Freilich war sie selbst daran schuld. »Er hatte keine Adresse und wußte nicht, was aus mir geworden.« Sie schrieb ihm nicht, um einem Mißbrauch ihrer Briefe vorzubeugen. Ibsen hätte sich vielleicht mit Herrn Brandes in Verbindung gesetzt, um vor der literarischen Welt mit dem Abenteuer von Gossensaß zu renommieren und am Ende gar seinen Anteil an der Gestalt der Hilde Wangel zu behaupten. Aber es wäre interessant, zu erfahren, ob Ibsen die Trostlosigkeit jenes Zustandes, in dem sich nach Nestroy ein »Liebhaber ohne Adress'« befindet, auch voll empfunden hat. Von der belebenden Wirkung, die die Briefe des Fräuleins Bardachs auf ihn übten, können wir uns eine Vorstellung machen. Ein einziges Mal noch hatte sie ihm geschrieben. Und was war die Folge? Ein neues Drama. Es war das letzte, denn ihr Brief war der letzte Brief. Hören wir Fräulein Bardach: »Wie Baumeister Solneß manche zusammen verbrachter Stunden berührt — so blieb wohl auch mein Gratulationsbrief zu seinem siebzigsten Geburtstag nach so langer Trennung nicht ohne Einfluß auf ‚Wenn wir Toten erwachen'«. Wenngleich Fräulein Bardach in übertriebener Bescheidenheit hinzufügt: »Es war nicht meine Persönlichkeit, die es vollbracht — es war der Blick und Geist, mit denen Ibsen diese Persönlichkeit erfaßt«, so wissen wir, was wir davon zu halten haben. Es war doch ihre Persönlichkeit! Denn einer Persönlichkeit, die es vermocht hat, den Zweifeln an ihrer Mitwirkung beim Schaffen des »Baumeister Solneß« mit der Erklärung zu begegnen, sie habe auch »Wenn wir Toten erwachen« verursacht, ist alles mögliche zuzutrauen.

Der Einfuß des Fräuleins Bardach auf Ibsen ist unbestreitbar. Was will es dagegen besagen, daß am andern Tag Herr von Hornstein die Dame, die sich auf seinen Rat in der Sache der Brief-Publikation beruft, Lügen straft und sich mit aller Entschiedenheit gegen den Verdacht wehrt, als ob er ihr je einen andern Rat erteilt hätte, als den, die Briefe Ibsens nicht zu publizieren! Kommt es denn überhaupt noch auf die Briefe Ibsens an? Längst überwiegt das Interesse an den Briefen des Fräuleins Bardach. Wir wollen sie kennen lernen. Wenn Frau Susanna vor der Literaturgeschichte die Quellen des dramatischen Schaffens ihres Gatten nicht verbergen will, winke sie eiligst den Brandes herbei!

I

Nr. 223/24 April 07

Ihre Freundschaft mit Ibsen.

Der Reporter Brandes hat neulich in einem Berliner Blatt Weininger und Chamberlain vernichtet und einen kosmopolnischen Juden, der entdeckt hat, daß es keine Rassenunterschiede gebe, in den liberalen Himmel gehoben. Endlich aber müßte doch der Moment gekommen sein, wo Herr Brandes selbst die intellektuellen Kreise von seiner Plattheit überzeugt und wo sie sich einfach die Frage vorlegen, ob es denn passend sei, einem Händler mit Hasenhäuteln Weidmannsheil zuzurufen. Nur in dieser schäbigsten aller Welten, in der der Freisinn den von anderer Macht gefesselten Geist bemogelt, ward es möglich, daß Leute wie Nordau und Goldmann Woche für Woche vor großen Leserschaften die Religion der Kunst besudeln und den schamlosesten Exhibitionismus ihres Ungeschmacks treiben dürfen. Und nur in dieser maßstablosesten Zeit konnte einem Herrn Brandes, der sich um keinen Ton von solcher Couleur unterscheidet und lediglich als skandinavischer Platzagent die Vorteile einer modernen Weltanschauung erspäht hat, das Malheur widerfahren, für eine literarische Instanz angesehen zu werden

mich. Mache aber die Ohnmachthaber in Österreich jetzt in aller Form darauf aufmerksam, daß ich eine Zeitung besitze. Nämlich, daß ich sie nicht besitze, um mir für meine Person Benefizien der Gesetzlichkeit zu verschaffen – die ich zwar nicht wie Freikarten von Bahnen und Theatern zurückzuweisen brauche –, sondern, um darauf zu achten, daß die Gesetzlichkeit auch allen jenen zuteil werde, die keine Zeitung besitzen!

Die Maisonne eines Septemberlebens.

Es ist bekanntlich eine Todsünde, an Ibsens Unsterblichkeit zu tasten, und wehe dem, der in annähernd so respektlosem Ton von ihm zu reden wagte, wie etwa Heine von Goethe: »Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch.« (Nebenbei auch wehe dem, der so respektlos von Heine sprechen wollte). Aber gegen den geräuschvollen Versuch, den Lebensabend Ibsens durch eine Ulrike Löwyzow verklären zu lassen, muß doch Einspruch erhoben werden. Die Briefe, die das Fräulein Bardach an Ibsen geschrieben hat, werden hoffentlich nie zum Vorschein kommen; die Briefe, die er ihr geschrieben und die die Kommissionsfirma für Nachruhm Georg Cohen Brandeis in Kopenhagen in der Sterbestunde Ibsens an ihre journalistischen Geschäftsfreunde geliefert hat, sind so nichtssagend, daß ihnen das Interesse künftiger Literarhistoriker gesichert ist. Man hätte also für alle Fälle warten und den Zeitgenossen des Fräuleins Bardach die Verkoppelung der Ibsenwelt mit dem Geiste der Wiener Jours ersparen können. Nach hundert Jahren werden nämlich auch die Gebräuche jener Gesellschaftskreise, in denen man auf die Frage: »Kennen Sie Ibsen?« bis vor kurzem noch antwortete: »Wie macht man das?« ehrwürdig sein, während die allzuplötzliche Einführung des Fräuleins Bardach in die Literaturgeschichte nur unsern Respekt vor dem tiefsten Frauenverkenner zu mindern vermöchte. Der ganze Rummel macht den Eindruck, daß eine

Wiener Familie, die in Gossensaß den Sommer verbrachte, ins Unglück gestürzt wurde, weil die Tochter, eine »gute Partie, wenn auch etwas überspannt«, dem jungen, gesunden Konzipienten mit reellen Absichten einen symbolistischen Dichtergreis vorgezogen hat. Aber Dichtergreise annoncieren nicht in der ‚Neuen Freien Presse': »Lebensabend zu verklären gesucht«, und so dürfte die hastige Publikation der Briefe darauf schließen lassen, daß das Fräulein Bardach schon bei der Annäherung an Ibsen von dem Wunsche, sich literarhistorisch zu versorgen, beseelt gewesen ist. Wenn Ibsen seine Hilde Wangel wirklich »aus dem Leben« geholt hat — ein Rückschluß auf die Fülle dieses Lebens wäre für Fräulein Bardach nicht eben schmeichelhaft. Wie wir sie heute sehen und die Rapidität bewundern, mit der sie ihre Beziehungen zu den Johannistrieben einer Berühmtheit nachweist, sich als »Maisonne eines Septemberlebens« legitimiert, scheint sie uns mehr ein Strindberg-, als ein Ibsenstoff zu sein. Daß der Norweger den Schweden für »verrückt« gehalten hat, wird uns von den Anekdotenerzählern jetzt bis zum Überdruß versichert. Wenn wir Toten erwachen und sehen könnten, wie es sich weist, daß eines Weibes Stärke unsere Schwäche ist, wir hielten den Strindberg nicht mehr für ganz so verrückt und anerkennten das Gebot der Klugheit, schon bei Lebzeiten die Frauen nicht zu überschätzen...

Selten noch hat das Wort »Nachlaß« so sehr nach einem Ausverkauf geklungen, wie diesmal. Und der fixe Kommis in der ‚Neuen Freien Presse' arrangierte Ibsens Liebesbriefe in der Auslage eines zwölfspaltigen Feuilletons. Herr Sil Vara — ich rate auf Silberer — ist unter den jungen Kräften des Wiener Journalismus, die erborgte Sentiments in ein elendes Deutsch kleiden, die allerbedenklichste. An derselben Stelle, an der einst Ludwig Speidel eine Mesalliance zwischen der deutschen Sprache und der ‚Neuen Freien Presse' glücklich zustande gebracht hat, schnäbelt die alte Schneppe mit frisierten Judenknaben, die sich auf Psychologie verstehen. Hier wurde am 3. August die Geburt einer »Zwillingsschwester der Ulrike von Levetzow« angezeigt. Herr Sil Vara beschrieb sie nach dem Bilde, das Herr Brandes seiner Publikation vorangestellt hat. »Mit diesen Augen hat sie ihn angesehen, als er im großen Saal des Wieland-Hofes speiste.« Die Frage, die der Schottenring stets frei hat an das Schicksal: »Was hat sie angehabt?«, beantwortet Herr

Sil Vara in einer Weise, die allerdings Ibsens Interesse für die Dame zu erklären vermöchte: »Wie eine Schlange ringelt eine überlange Federboa sich über eine Schulter und durch einen Arm hindurch«. Herr Sil Vara meint, daß »nur Jahre vergehen müssen«, und der rätselhafte Blick des Fräuleins Bardach könne »dem Lächeln der Monna Lisa ebenbürtig werden«. Wir können warten. Fräulein Bardach konnte es nicht. Herr Sil Vara selbst gibt zu, daß die Annäherung der Dame an Ibsen eine vorbereitete Sache war, findet aber gerade diesen Zug aus dem Leben des Fräuleins Bardach gewinnend. Er malt sich das ungeheure Erstaunen des mürrischen Dichters aus, der das Mädchen gefragt haben muß, »ob sie nicht gefürchtet hätte, auf ihre Anfrage barsch zurückgewiesen zu werden«. Sie aber, mit dem Stil und der Dialektik seiner weiblichen Gestalten wohl vertraut, dürfte schwärmerisch geantwortet haben: »Oh nein! Ich habe es ja in Schönheit getan.« Auf diese ungeheure Schmockerei hin kann sich Ibsen nicht mehr zurückhalten und muß im Deutsch und in der Gesinnung des Herrn Sil Vara reagieren. Unter anderm also denkt er: »Sie hat recht, daran hatte ich schon lange vergessen; und übrigens scheint sie alle meine Werke gelesen zu haben«. Was Ibsen mit dem Fräulein Bardach gesprochen hat, weiß niemand. Nur Herr Sil Vara vermutet, daß es ein Dialog aus »Baumeister Solneß« war und schreibt ihn darum ab. Mit kleinen neckischen Abweichungen. Ibsen im Bann einer höheren Tochter, Solneß auf der Spitze jenes Kirchturms, der gegenüber dem »Institut Jeiteles« steht. So für das Publikum einer Volkstheaterpremière appretiert, wird sich der »Magus« auch bei uns durchsetzen. Wenn er einmal nach Wien kommt, geben sich Bardachs gewiß die Ehre, ~~ihn zum Jour zu bitten~~. Vorläufig geht die Familie von Gossensaß nach Ischl, wo auch der Konzipient sein wird... Ibsen ist bei der Kommentierung der Stelle von den Teufelchen angelangt. »Dann schwieg er wieder«, erzählt Herr Sil Vara, »vergaß an seine Nachbarin und versank in Grübeleien.« Und bei der Erinnerung an die Wikinger, die ein robustes Gewissen hatten und Weiber annektieren konnten, seien sie einig geworden. Aber Fräulein Bardach habe dennoch vergebens »auf das Wunderbare gewartet«... Dieser Ibsen hat nämlich immer entsagt. Schon in seiner Jugend, als ihn auf einem Balle »ein paar schöne Augen« – wie viel, gibt Herr Sil Vara nicht an, nur, daß sie

einem Mädchen gehörten – gefesselt hatten. Ibsen entsagte auch diesmal. Und Herr Sil Vara fürchtet, die »Maisonne eines Septemberlebens« könnte »in dunklen Wolken des Lebens untergegangen« sein. Immerhin nahm sie noch Gelegenheit, in Buchform mit Porträt und Vorwort zu erscheinen . . .

Alles in allem: Wir verdanken Herrn Brandes eine seltsame Produktion. Der Eisbär trägt ein blaues Mascherl und durch die Nase wurde ihm der Schottenring gezogen. Ibsenfanatiker, die selbst auf der Kirchturmspitze des »Baumeister Solneß« kein symbolistischer Schwindel erfaßt, mögen es als schmerzliche Enttäuschung empfinden, daß seine Maisonne Bardach geheißen hat. Andere werden den Dichter, der dadurch endlich auch dem Verständnis weiterer Kreise nähergerückt ist, gegen die Vertraulichkeiten des Wiener Feuilletongeistes schützen, der dem Alten heute mit der Anrede »Septemberleben« auf die Schulter klopft.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Reisender. Auf der Strecke der berüchtigtesten Katastrophen-Bahn Österreichs, der Südbahnstrecke, ist zweimal binnen zwei Wochen Blut geflossen. Die journalistischen Kostgänger der Verwaltung, die sich am Pauschalet gütlich tun, dürfen sich aus rituellen Gründen mit dem Blut der Südbahngefallenen nicht verunreinigen. Dennoch konnten sie, was bei Pörtschach und bei Graz geschah, nicht ganz verschweigen. Darob Entrüstung in der Südbahndirektion, die ihren Anspruch auf eine weniger aufregende Berichterstattung vernehmlich geltend machte. »Da gibt man den Herren«, rief ein höherer Südbahnbeamter, »das ganze Jahr Freikarten, und wenn wirklich einmal etwas passiert, berichten sie darüber!« Ein nicht ganz unberechtigter Standpunkt. Und das journalistische Lärmschlagen bei einem Zusammenstoß klingt so, als ob die Südbahn, abgesehen von der Tötung oder Verletzung ihrer Passagiere, eine Musterbahn wäre. In Wirklichkeit ist ein Ende mit Schrecken, wie man es auf amerikanischen Bahnen zu erleiden pflegt, dem Schrecken ohne Ende, den jede Südbahn-Reise bedeutet, entschieden vorzuziehen. Daß sich ein Salonwagen der Südbahn an Eleganz, Kommodität und Sauberkeit etwa mit dem Kloseit eines skandinavischen Waggons II. Klasse nicht vergleichen kann, versteht sich von selbst. Mit einem Wort: Lieber den Tod durch den Schienenstrang, als diese ruckweise durchgeführte Tortur Wien—Baden!

10/06

Brandes seiner Publikation vorangestellt hat. »Mit diesen Augen hat sie ihn angesehen, als er im großen Saal des Wieland-Hofes speiste.« Die Frage, die der Schottenring stets frei hat an das Schicksal: »Was hat sie angehabt?« beantwortet Herr Sil Vara in einer Weise, die allerdings Ibsens Interesse für die Dame zu erklären vermöchte: »Wie eine Schlange ringelt eine überlange Federboa sich über eine Schulter und durch einen Arm hindurch.« Herr Sil Vara meint, daß »nur Jahre vergehen müssen«. und der rätselhafte Blick des Fräuleins Bardach könne »dem Lächeln der Monna Lisa ebenbürtig werden«. Wir können warten. Fräulein Bardach konnte es nicht. Herr Sil Vara selbst gibt zu, daß die Annäherung der Dame an Ibsen eine vorbereitete Sache war, findet aber gerade diesen Zug aus dem Leben des Fräuleins Bardach gewinnend. Er malt sich das ungeheure Erstaunen des mürrischen Dichters aus, der das Mädchen gefragt haben muß, »ob sie nicht gefürchtet hätte, auf ihre Anfrage barsch zurückgewiesen zu werden«. Sie aber, mit dem Stil und der Dialektik seiner weiblichen Gestalten wohl vertraut, dürfte schwärmerisch geantwortet haben: »O nein, ich habe es ja in Schönheit getan.« Auf diese ungeheure Schmockerei hin kann sich Ibsen nicht mehr zurückhalten und muß im Deutsch und in der Gesinnung des Herrn Sil Vara reagieren. Unter anderm also denkt er: »Sie hat recht, daran hatte ich schon lange vergessen; und übrigens scheint sie alle meine Werke gelesen zu haben«. Was Ibsen mit dem Fräulein Bardach gesprochen hat, weiß niemand. Nur Herr Sil Vara vermutet, daß es ein Dialog aus »Baumeister Solneß« war und schreibt ihn darum ab. Mit kleinen neckischen Abweichungen. Ibsen im Bann einer höheren Tochter, Solneß offenbar auf der Spitze jenes Kirchturms, der gegenüber dem »Institut Jeiteles« steht. So für das Publikum einer Volkstheaterpremière appretiert, wird sich der »Magus« auch bei uns durchsetzen. Wenn er einmal nach Wien kommt, geben sich Bardachs gewiß die Ehre. Vorläufig geht die Familie von Gossensaß nach Ischl, wo auch der Konzipient sein wird . . . Ibsen ist bei der Kommentierung der Stelle von den Teufelchen angelangt. »Dann schwieg er wieder«, erzählt Herr Sil Vara, »vergaß an seine Nachbarin und versank in Grübeleien.« Und bei der Erinnerung an die Wikinger, die ein robustes Gewissen hatten und Weiber annektieren konnten, seien sie einig geworden. Aber Fräulein Bardach habe dennoch vergebens »auf das Wunderbare gewartet« . . . Dieser Ibsen hat nämlich immer entsagt. Schon in seiner Jugend, als ihn auf einem Balle »ein paar schöne Augen« — wie viel, gibt Herr Sil Vara nicht an, nur, daß sie einem Mädchen gehörten — gefesselt hatten. Ibsen entsagte auch diesmal. Und Herr Sil Vara fürchtet, die »Maisonne eines Septemberlebens« könnte »in dunklen Wolken des Lebens untergegangen« sein. Immerhin nahm sie noch rasch Gelegenheit, in Buchform mit Porträt und Vorwort zu erscheinen . . .

Alles in allem: Wir verdanken Herrn Brandes eine seltsame Produktion. Der Eisbär trägt eine blaue Masche, und durch die Nase wurde ihm der Schottenring gezogen. Ibsenfanatiker, die selbst auf der Kirchturmspitze des »Baumeister Solneß« kein symbolistischer Schwindel erfaßt, mögen es als schmerzliche Enttäuschung empfinden, daß seine Maisonne Bardach geheißen hat. Andere werden den Dichter, der dadurch endlich auch »dem Verständnis weiterer Kreise nähergerückt« ist, gegen die Vertraulichkeiten des Wiener Feuilletongeistes schützen, der dem Alten heute mit der Anrede »Septemberleben« auf die Schulter klopft.

Y—1

DIE MAISONNE EINES SEPTEMBERLEBENS

Oktober 1906

Es ist bekanntlich eine Todsünde, an Ibsens Unsterblichkeit zu tasten, und wehe dem, der in annähernd so respektlosem Ton von ihm zu reden wagte, wie etwa Heine von Goethe: »Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch.« (Nebenbei auch wehe dem, der so respektlos von Heine sprechen wollte.) Aber gegen den geräuschvollen Versuch, den Lebensabend Ibsens durch eine Ulrike Löwyzow verklären zu lassen, muß doch Einspruch erhoben werden. Die Briefe, die das Fräulein Bardach an Ibsen geschrieben hat, werden hoffentlich nie zum Vorschein kommen; die Briefe, die er ihr geschrieben und die die Kommissionsfirma für Nachruhm Georg Cohen Brandeis in Kopenhagen in der Sterbestunde Ibsens an ihre journalistischen Geschäftsfreunde geliefert hat, sind so nichtssagend, daß ihnen das Interesse künftiger Literarhistoriker gesichert ist. Man hätte also für alle Fälle warten und den Zeitgenossen des Fräuleins Bardach die Verkoppelung der Ibsenwelt mit dem Geiste der Wiener Jours ersparen können. Nach hundert Jahren werden nämlich auch die Gebräuche jener Gesellschaftskreise, in denen man auf die Frage: »Kennen Sie Ibsen?« bis vor kurzem noch antwortete: »Wie macht man das?« ehrwürdig sein, während die allzuplötzliche Einführung des Fräuleins Bardach in die Literaturgeschichte nur unsern Respekt vor dem tiefsten Frauenverkenner zu mindern vermöchte. Der ganze Rummel macht den Eindruck, daß eine Wiener Familie, die in Gossensaß den Sommer verbrachte, ins Unglück gestürzt wurde, weil die Tochter, eine »gute Partie, wenn auch etwas überspannt«, dem jungen, gesunden Konzipienten mit reellen Absichten einen symbolistischen Dichtergreis vorgezogen hat. Aber Dichtergreise annoncieren nicht in der ‚Neuen Freien Presse': »Lebensabend zu verklären gesucht«, und so dürfte die hastige Publikation der Briefe darauf schließen lassen, daß das Fräulein Bardach schon bei der Annäherung an Ibsen von dem Wunsche, sich literarhistorisch zu versorgen, beseelt gewesen ist. Wenn Ibsen seine Hilde Wangel wirklich »aus dem Leben« geholt hat — ein Rückschluß auf die Fülle dieses Lebens wäre für Fräulein Bardach nicht eben schmeichelhaft. Wie wir sie heute sehen und die Rapidität bewundern, mit der sie ihre Beziehungen zu den Johannistrieben einer Berühmtheit nachweist, sich als »Maisonne eines Septemberlebens« legitimiert, scheint sie uns mehr ein Strindberg-, als ein Ibsenstoff zu sein. Daß der Norweger den Schweden für »verrückt« gehalten hat, wird uns von den Anekdotenerzählern jetzt bis zum Überdruß versichert. Wenn wir Toten erwachen und sehen könnten, wie es sich weist, daß eines Weibes Stärke unsere Schwäche ist, wir hielten den Strindberg nicht mehr für ganz so verrückt und anerkennten das Gebot der Klugheit, schon bei Lebzeiten die Frauen nicht zu überschätzen . . .

Selten noch hat das Wort »Nachlaß« so sehr nach einem Ausverkauf gerochen, wie diesmal. Und der fixe Kommis in der ‚Neuen Freien Presse' arrangierte Ibsens Liebesbriefe in der Auslage eines zwölfspaltigen Feuilletons. Herr Sil Vara — ich rate auf Silberer — ist unter den jungen Kräften des Wiener Journalismus, die erborgte Sentiments in schlechtes Deutsch kleiden, die allerbedenklichste. An derselben Stelle, an der einst Ludwig Speidel eine Mesalliance zwischen der deutschen Sprache und der ‚Neuen Freien Presse' glücklich zustande gebracht hat, schnäbelt die alte Schneppe mit frisierten Judenknaben, die sich auf Psychologie verstehen. Hier wurde am 3. August die Geburt einer »Zwillingsschwester der Ulrike von Levetzow« angezeigt. Herr Sil Vara beschrieb sie nach dem Bilde, das Herr

hat, zergeht in der Sonne. Darum ist's besser, die Jalousien zu schließen. Was hinter ihnen vorgeht, weiß ich nicht; aber ich halte sie alle für ehrenwerte Männer, die da drinnen seit zwanzig Jahren, von Bilinski bis Pallavicini, dem Staate nehmen, was des Staates, dem Publikum, was des Publikums ist, dafür aber den Zeitungen geben, was der Zeitungen ist; die für sichere Bilanzen und für einen unsichern Verkehr sorgen und Herrn Kuttig einen guten Mann sein lassen. »Sesina weiß zu viel und wird nicht schweigen« ... Es lebe die Korruption der Angestellten, damit es den Vorgesetzten wohl ergehe auf Erden! Es lebe das »System Kuttig«, auf daß sich das höhere System erhalte: »Bilanzki-Pallawatschini« ...

Schauspielerkultus.

Der seichteste Hohn journalistischer ~~Weltweisheit~~ gilt der Enthüllung, daß der Kulissenzauber eigentlich ein fauler Zauber sei, daß die Heroen der Bretter bei Tageslicht menschlicher aussehen, daß nicht alles Gold ist was glänzt, daß der Schein trügt und ehrlich am längsten währt. Literaten, die mehr aus Neigung als aus Begabung Satiriker sind, pflegen sich das Theatergetriebe, die Eitelkeit des Bühnenglücks, den Schauspielerkultus, den von Claque und Gärtner besorgten Ruhm als Spottrevier zu wählen. Ist die humoristische Wirkung als das Lustgefühl zu definieren, das durch die Aufdeckung eines Kontrastes ausgelöst wird, so wird es naturgemäß auf einem Gebiete, wo schon der Hervorruf eines toten Helden eine Welt von Kontrasten eröffnet, schwer sein,

keine Satire zu schreiben. Der Geschmackvolle wählt das Schwerere. Flachköpfe, auf deren Antlitz Temperamentmangel kaum eine Hohnfalte erzeugen kann, haben von jeher ihrer Ernüchterungstendenz keinen bessern Spielraum gewußt als die Bretter, ~~die, wie sie sagen würden,~~ nicht die Welt, sondern die Halbwelt bedeuten. Das Theater ist die satirische Gehschule, in der sie mit schüchternen Gänsefüßchen die ersten Schritte wagen. Aber wahrlich, mir ist der Bauer, der dem Franz Moor von Temesvar nach der Vorstellung auf~~g~~lauert, ~~hat~~ mir ist der Mann, der kürzlich in Berlin dem alten Miller beim Hinauswurf des Präsidenten »Bravo! So ist's recht!« zurief, und jener andere, der irgendwo anders dem Wachtmeister im »Zapfenstreich«, da er auf die Tochter losdrücken will, ein angstvolles »Thu's nit!« entgegenschrie, mir ist sogar der Lebegreis, der einmal in »Ös Budavár« bei der Schaustellung der sich entkleidenden Pariserin dem im spannungsvollsten Moment sinkenden Vorhang mit ausgestreckten Armen wehren wollte, sympathischer als die kühlen Beobachter, ~~welche~~ die Schminke ab~~kratzen,~~ die Kränze zerpflücken und den Applaus auf seine Bestandteile von Begeisterung und Bezahlung analysieren...

Daß einem Währinger Mädchen eine Locke des ~~Herrn~~ Benke wichtiger ist als der Kopf von Helmholtz, scheint mir unabänderlich. Glaubt einer im Ernst, daß dieser »Übelstand« aus der Welt zu schaffen ist? Und ist's denn ~~ein Übel?~~ Ich habe mich ~~seinerzeit~~ nicht einmal über den christlichsozialen Bezirkshuber entsetzen können, der da behauptet hat, der »Kaufmann von Venedig« sei von Grillparzer. Straßenreinigung, nicht Bildung verlangen wir von den Gemeindepolitikern, und nur die im luftleeren Raum denkenden Ideologen des Fortschritts können glauben, daß ein tüchtiger Rauchfangkehrer heutzutage ohne die Kenntnis Heinrich Heine's sein Fortkommen nicht finden könne. Ist es im deutschen

Reich statistisch nachgewiesen worden, ~~daß nicht allzuviele~~ Soldaten eine Ahnung davon haben, wer Bismarck war, so brauchten wir uns wahrhaftig nicht in Grund und Boden zu schämen, wenn sich eines Tages herausstellen sollte, daß es noch immer Wiener gibt, die von Goethe und Schiller nicht mehr wissen, als ~~daß~~ sie — nach einem bekannten Couplet — etwas nicht geschrieben haben. Die Möglichkeit einer Verbreitung geistiger Kultur wird fast so sehr überschätzt wie ihre Dringlichkeit. Ich wenigstens will so wenig meinen Heine mit Herrn Noske gemeinsam haben, wie mir eine Annäherung ⌊Gregorig⌉ an Goethe erwünscht wäre. Lassen wir unser soziales Gewissen sich ausschließlich um die Instandhaltung der äußeren Lebensgüter bekümmern! Ein „bücherscheuer" ~~Volksvertreter~~, der ein Wuchergesetz beantragt, ist besser als ein literaturfreundlicher Parteigegner, der es abschaffen will. Und das Theater? Als Surrogat, nicht als Maßstab kulturellen Strebens wollen wir es betrachten. Solange eine deutsche Jungfrau vom »Hüttenbesitzer« tiefer ergriffen sein wird als von »Ödipus«, wird die literarische Forderung ~~an die~~ Volksbühne eine ideale Forderung bleiben.

Neunhundert von tausend Hörern Sonnenthal'scher Tränenrede ist es gleichgiltig, ob dieser zermürbte König ⌊eines Shakespeare oder⌉ ⌊Wilbrandt's⌉ ~~Gedanken~~ die wundervolle phonetische Rührung abgewinnt, und sie schneuzen sich lauter, wenn er in dem Satz: »Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich!« den „Vater" betont, der doch für alle Fälle etwas Herzlicheres bedeutet als der „Wunsch". Auf den Rhythmus kommt's an, nicht auf die Bedeutung. Dies ist, seitdem »des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen Tugend und Begriff« ist, trotz ~~dem~~ Naturalismus das Wesen aller Theaterkunst. Der folgende Stumpfsinn soll — so beiläufig — in ~~einem~~ »Buchdrama«, das ~~vom~~ Dichter des Nibelungenliedes ~~handelt~~, nachzulesen sein. Der Kürenberger liegt zum Schluß tot

in seinem Blut und irgend ein Gefolgsmann spricht den tragischen Epilog:

»— — er reichte nicht allein
Der edlen Muse milden Feuerwein,
Den Himmelstöchter kelterten aus jener
Bezaubernd stillen Blume, die niemals
Den Duft verliert,
Er war auch Mustervormund an Gedankenfreiheit,
Und diese ist die Amme der Kultur!«

Man denke sich die Verse von einem unserer alten Redekünstler gesprochen: das ganze Burgtheatergeräusch klingt in ihnen wie das Rauschen des Meeres in der Muschel oder wie das Rauschen der Pathetik im Ohr eines alten Billeteurs von der vierten Gallerie. Schwänge sie Lewinsky, die Jünglinge rasten, stöhnte sie Sonnenthal, die Mädchen zögen die Taschentücher. Aber der Instinkt der Masse, die auch von unliteratischer Kost fett wird, geht den richtigen Weg, wenn er das ausschließliche Verdienst an ihrer Zubereitung den Schauspielern zuerkennt. In dieser Erkenntlichkeit wurzelt der Schauspielerkultus, der, sollte er wirklich abgeschafft werden, folgerichtig von einer Begeisterung für die Ohnet und Philippi, die literarischen Urheber so schöner Erschütterung, abgelöst würde. Vorläufig tun wir — ich sagte es schon einmal — recht, Baumeister's Gestalt im »Erbe« einem Falstaff vorzuziehen, der da kommen wird. Und es ist einfach nicht wahr, daß die Mimenverherrlichung eine spezielle Erscheinung der Wiener Gedankenarmut sei? In Berlin hat der äußerst literarische Herr Brahm Herrn Kainz beim Abschied den Imperatorenreif auf die Stirn gedrückt. Aber ich sehe nicht ein, warum man den wahrhaft Großen ihrer Kunst, der Wolter und Matkowsky, Mitterwurzer und manchen Burgtheateralten nicht mit jener Eindringlichkeit hätte danken sollen, oder danken sollte, die den Nachruhm einzuholen und die Vergänglichkeit ihrer prachtvollen Gebilde wettzumachen sucht. Wie tölpisch war die Begrinsung der Jubiläumsehren, die kürzlich auf das Haupt Ernst

Hartmann's gehäuft wurden. Es mag ja sein, daß »nie ein Eroberer lauter gefeiert« wurde. Aber wir sollten doch stets mit aktuellen Maßen messen, für die organischen Gebrechen der Weltordnung nicht den einzelnen büßen lassen und lieber fragen, ob ein Hartmann der Wiener Bevölkerung nicht besser gezeigt hat, was Humor, Grazie und Geschmack ist, als sämtliche lebenden Feuilletonisten und Glossatoren der Wiener Presse. Wenn begeisterte Theaterbesucher einem Jubilar die Pferde ausspannen wollen, so ist dies noch immer ein kulturvolleres Beginnen, als wenn skeptische Theaterredakteure Garderobengeheimnisse ausschnüffeln. Verdammenswert ist bloß der Personenkultus, den die Presse treibt, mag er ~~von~~ des Publikums erst erzeugen oder ~~durch ihn~~ bedingt sein. Jetzt ist die Zeit, da wir erfahren, daß Herr Schmedes nach Fanö und Herr Streitmann nach Vöslau auf Ferien geht. Die es mit Interesse hören, sind so verächtlich nicht wie die, die's mit ~~Eifer~~ melden. Herr Tewele weiß ganz gut, warum er gelegentlich in dankbarer Rührung eines Wiedersehens von »seinen lieben Wienern« sprechen darf; sie sind eben in viel höherem Maße s e i n e Wiener als etwa die des ~~wieder in unserer Mitte wirkenden Physikers~~ Boltzmann. Und wer ist mehr zu bedauern, der rasend gewordene Benke-Enthusiast oder ~~der~~ Vertreter deutschen Schrifttums, der über die Abschiedsvorstellung des mittelmäßigen Schauspielers ~~K.~~ im Deutsch des ‚Deutschen Volksblatts' ~~wie folgt~~ berichtet: ~~»Nach dem ersten Stücke gab es zahlreiche Hervorrufe, aber schon zu diesem Zeitpunkte ließen es sich viele Damen nicht nehmen, ihrem Ideal Blumen auf die Bühne zu werfen. Nach dem zweiten Akte prasselten die Beifallsstürme orkanartig auf den scheidenden Schauspieler nieder, der inmitten eines w a h r e n Blumenhaines auf der Bühne erschien und auf den ein w a h r e r Platzregen von duftigen Grüßen aus schöner Hand sich ergoß. Aber nicht genug damit, man trug Herrn Benke auch~~

die bewegtesten Ferdinand Bonn-Abende überboten«. Dies läßt wieder einen »Bonn-Verehrer« nicht ruhen, der mich in einem entrüsteten Schreiben gegen die blasphemische Zusammenstellung der beiden Namen zu Hilfe ruft. Er beginnt mit den Worten: »Das ist doch stark!« und schließt mit den Worten: »Das ist doch infam!« . . . Die österreichische Öffentlichkeit scheint heute so problemfrei, daß der Streitfrage, ob Bonn oder Benke weniger Lorbeerkränze verdienen, breitester Diskussionsraum eröffnet werden kann. Verächtlich ist bloß die Presse, die sie aufwirft, um hinterdrein die Streitteile zu verhöhnen.

* * *

In allen Sprachen . . .

Das Lippowitzblatt ist in der letzten Zeit des öfteren gerichtlich gebrandmarkt worden. Der verantwortliche Redakteur mußte, wie's immer geschieht, für den anonymen Urheber einer Beleidigung — eines Eingriffs in das Privatleben eines Verstorbenen — büßen. Der Bezirksrichter verurteilte ihn zu der gesetzlich höchsten Strafe und gab die bemerkenswerte Begründung, daß das Geständnis (die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigt zu haben) in diesem Falle nicht als mildernder Umstand in Betracht kommen könne, sondern bloß als Ausdruck des Willens, sich der Verantwortung für das schwerere Delikt zu entziehen. Noch schmerzhafter für Herrn Lippowitz war die Verurteilung, die er — der Gräfin Festetics verschafft hatte. Sie war wegen »Hausfriedensbruchs« angezeigt und kam mit einer winzigen Geldstrafe wegen Beleidigung sämtlicher Redakteure des Diebsblattes davon, — wobei die ausgeteilten Ohrfeigen schon mitbeglichen waren. Und da sagt man noch, daß das Leben in Wien teuer sei! . . .

Daß der Ruf des Herrn Lippowitz bereits ein internationaler ist, habe ich schon einmal behauptet. Wahrhaftig, in allen Sprachen wird bereits sein Lob gesungen.

Französisch: »Les parasites du journalisme . . . le refuge des cambrioleurs de la presse.«

50/9

91

Schauspielerkultus

SCHAUSPIELERKULTUS

Juni 1904

Der seichteste Hohn journalistischer Überlegenheit gilt der Enthüllung, daß der Kulissenzauber eigentlich ein fauler Zauber sei, daß die Heroen der Bretter bei Tageslicht menschlicher aussehen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, daß der Schein trügt und ehrlich am längsten währt. Literaten, die mehr aus Neigung als aus Begabung Satiriker sind, pflegen sich das Theatergetriebe, die Eitelkeit des Bühnenglücks, den Schauspielerkultus, den von Claque und Gärtner besorgten Ruhm zum Spottrevier zu wählen. Ist die humoristische Wirkung als das Lustgefühl zu definieren, das durch die unerwartete Aufdeckung eines Kontrastes ausgelöst wird, so wird es naturgemäß auf einem Gebiete, wo schon der Hervorruf eines toten Helden eine Welt von Kontrasten eröffnet, schwer sein, keine Satire zu schreiben. Der Geschmackvolle wählt das Schwerere. Flachköpfe, auf deren Antlitz Temperamentmangel kaum eine Hohnfalte erzeugen kann, haben von jeher ihrer Ernüchterungstendenz keinen besseren Spielraum gewußt als die Bretter, von denen ihr schaler Witz manchmal behauptet, daß sie die Halbwelt bedeuten. Das Theater ist die satirische Gehschule, in der sie mit schüchternen Gänsefüßchen die ersten Schritte wagen. Aber wahrlich, mir ist der Bauer, der dem Franz Moor von Temesvar nach der Vorstellung auflauert, um ihn zu prügeln, mir ist der Mann, der kürzlich in Berlin dem alten Miller beim Hinauswurf des Präsidenten »Bravo! So ist's recht!« zugerufen, und jener andere, der irgendwo

dem Wachtmeister im »Zapfenstreich«, da er auf die Tochter losdrücken will, ein angstvolles »Tu's nit!« entgegengeschrieen hat, mir ist sogar der Lebegreis, der einmal in »Ös-Budavár« bei der Schaustellung der sich entkleidenden Pariserin den im spannungsvollsten Moment sinkenden Vorhang mit ausgestreckten Armen aufhalten wollte, mir sind sie alle sympathischer als jene kühlen Beobachter, die mit Tinte die Schminke abwaschen, mit Federn die Kränze zerpflücken und mit ihrem ganzen Flachsinn den Applaus auf seine Bestandteile von Begeisterung und Bezahlung analysieren.

Daß einem Währinger Mädchen eine Locke des Helden Benke wichtiger ist als der Kopf des Kant, scheint mir unabänderlich. Glaubt einer im Ernst, daß dieser »Übelstand« aus der Welt zu schaffen ist? Und ist's denn einer? Ich habe mich nicht einmal über den christlichsozialen Parteimann entsetzen können, der da gesagt hat, der »Kaufmann von Venedig« sei von Grillparzer. Straßenreinigung, nicht Bildung verlangen wir von den Gemeindepolitikern, und nur die im luftleeren Raum denkenden Ideologen des Fortschritts können glauben, daß ein tüchtiger Rauchfangkehrer heutzutage ohne seinen Lessing sein Fortkommen nicht finden könne. Ist es im deutschen Reich statistisch nachgewiesen worden, wie wenig Soldaten eine Ahnung davon haben, wer Bismarck war, so brauchten wir uns wahrlich nicht in Grund und Boden zu schämen, wenn sich eines Tages herausstellen sollte, daß es noch immer Wiener gibt, die von Goethe und Schiller nicht mehr wissen, als daß sie irgend etwas nicht geschrieben haben, während sie von Seidl und Wiesberg sämtliche Werke auswendig können. Die Möglichkeit einer Verbreitung geistiger Kultur wird fast so sehr überschätzt, wie die Dringlichkeit. Ich verzichte vollends auf den Heine, wenn ich ihn mit Herrn Noske gemeinsam haben muß, und eine

Annäherung des Herrn Gregorig an Byron würde mir selbst den Don Juan entwerten. Lassen wir unser soziales Gewissen sich ausschließlich um die Instandhaltung der äußeren Lebensgüter bekümmern! Ein »bücherscheuer« Bielohlawek, der ein Wuchergesetz beantragt, ist besser als ein literaturfreundlicher Löwy, der es abschaffen will. Und wann wird man endlich aufhören, vom Theater, in dem das Leben bloß ausruht, sich aber nicht ausschaltet, die Erfüllung all der kulturellen Ansprüche zu verlangen, die das Leben unerfüllt läßt? Solange eine deutsche Jungfrau vom »Hüttenbesitzer« tiefer ergriffen sein wird als vom »Ödipus«, wird die literarische Forderung einer Volksbühne eine ideale Forderung bleiben.

Neunhundert von tausend Hörern Sonnenthalscher Tränenrede ist es gleichgiltig, ob dieser zermürbte König den Gedanken eines Shakespeare oder den Sätzen eines Wilbrandt die wundervolle phonetische Rührung abgewinnt, und sie schneuzen sich lauter, wenn er in dem Satz: »Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich!« den »Vater« betont, der doch für alle Fälle etwas noch Herzlicheres bedeutet als der »Wunsch«. Rhythmus ist alles, nichts die Bedeutung. Dies ist, seitdem »des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, Tugend und Begriff« ist, trotz allem Naturalismus das Wesen aller Theaterkunst. Der folgende Stumpfsinn soll — annähernd — in dem Drama eines dichtenden Wiener Bibliothekars, das den Schöpfer des Nibelungenliedes verherrlicht, nachzulesen sein. Der Kürenberger liegt zum Schluß tot in seinem Blut und irgend ein Gefolgsmann spricht den tragischen Epilog:

»— — er reichte nicht allein
Der edlen Muse milden Feuerwein,
Den Himmelstöchter kelterten aus jener
Bezaubernd stillen blassen Wunderblume,
Die niemals ihren Duft verliert,
Er war auch Mustervormund an Gedankenfreiheit,
Und diese ist die Amme der Kultur!«

Schade, daß ein Werk, das solche Verse enthält, Buchdrama geblieben ist! Man denke sie sich von einem unserer alten Redekünstler gesprochen: das ganze Burgtheatergeräusch klingt in ihnen wie das Rauschen des Meeres in der Muschel oder wie das Rauschen des Pathos im Ohr des alten Frisch-Wasser-Trägers von der vierten Gallerie. Schwänge sie Lewinsky aus dem Tiefbrunnen seiner Beredsamkeit, die Jünglinge rasten; höbe sie Sonnenthal aus der Schatzkammer seines Herzens, die Mädchen zögen die Taschentücher. Aber der Instinkt der Masse, die von unliterarischer Kost fett wird, geht den richtigen Weg, wenn er das Verdienst an ihrer Zubereitung den Schauspielern beimißt. In dieser Erkenntlichkeit wurzelt der Schauspielerkultus, der, sollte er wirklich abgeschafft werden, folgerichtig von einer Begeisterung für die Ohnet und Philippi, die literarischen Urheber so schöner Erschütterung, abgelöst würde. Vorläufig tun wir recht, Baumeisters Gestalt im »Erbe« einem Götz vorzuziehen, der da kommen wird. Und ist es denn wahr, daß die Komödiantenverherrlichung eine spezielle Erscheinung der Wiener Gedankenarmut ist? In Berlin hat der äußerst literarische Herr Brahm Herrn Kainz beim Abschied den Imperatorenreif auf die Stirn gedrückt. Aber ich sehe nicht ein, warum man den wahrhaft Großen ihrer Kunst, einer Wolter und einem Matkowsky, einem Mitterwurzer und den Burgtheateralten nicht mit jener Eindringlichkeit hätte danken sollen, die den Nachruhm einzuholen und die Vergänglichkeit ihrer prachtvollen Gebilde wettzumachen sucht. Wie tölpisch war die Begrinsung der Jubiläumsehren, die kürzlich auf das Haupt Ernst Hartmanns gehäuft wurden. Es mag ja sein, daß »nie ein Eroberer lauter gefeiert« wurde. Aber wir sollten doch stets mit aktuellen Maßen messen, für die organischen Gebrechen der Weltordnung nicht den einzelnen büßen lassen und lieber fragen, ob ein Hartmann dem Publikum nicht besser gezeigt hat, was

Humor, Grazie und Geschmack ist, als sämtliche lebenden Feuilletonisten der Wiener Presse. Wenn begeisterte Theaterbesucher einem Jubilar die Pferde ausspannen wollen, so ist dies noch immer ein kulturvolleres Beginnen, als wenn skeptische Theaterredakteure Garderobengeheimnisse ausschnüffeln.

Verdammenswert ist nur der Personenkultus, den die Presse treibt, mag er das Interesse des Publikums erst erzeugen oder dadurch schon bedingt sein. Jetzt kommen leider die Tage, da wir erfahren, daß Herr Schmedes nach Fanö und Herr Streitmann nach Vöslau auf Ferien geht. Die es mit Interesse hören, können nie so gefährlich sein, wie die, die's mit Eifer melden. Herr Tewele weiß ganz gut, warum er gelegentlich in dankbarer Rührung eines Wiedersehens von »seinen lieben Wienern« sprechen darf; sie sind eben in viel höherem Maße seine Wiener als etwa die Wiener Grillparzers. Und wer ist mehr zu bedauern, der rasend gewordene Benke-Enthusiast oder jene Vertreter deutschen Schrifttums, die über die »Benke-Feier« beim »Wilden Mann« im Deutsch des ‚Deutschen Volksblatts' berichten, der Versicherung des Gefeierten Raum geben, daß sich eine Million von seinen Ansichtskarten im Umlauf befinde, und schließlich erklären, die Benke-Feier habe »sogar die bewegtesten Ferdinand Bonn-Abende überboten«? Da ist selbst der »Bonn-Verehrer« harmloser, der mich in einem entrüsteten Schreiben gegen die blasphemische Zusammenstellung der beiden Namen zu Hilfe ruft. Er beginnt mit den Worten: »Das ist doch stark!« und schließt mit den Worten: »Das ist doch infam!« Die österreichische Öffentlichkeit ist heute so problemfrei, daß der Streitfrage, ob Bonn oder Benke weniger Lorbeerkränze verdienen, breitester Diskusionsraum eröffnet werden kann. Verächtlich ist bloß die Presse, die sie aufgeworfen hat, um hinterdrein die Streitteile zu verhöhnen.

fessoren Gruber und Weichselbaum*) das Mischwasser in Wien, aus der Leitung entnommen, auch zur Zeit der Typhusepidemie 1892 nur 14—75 Keime in einem Cubikcentimeter enthielt, hingegen z. B. das Trinkwasser aus den Pariser Leitungen durchschnittlich 1110—1930 Keime in jedem Cubikcentimeter aufweist (Siehe Dr. Weyls »Assanierung von Paris«, 1900). Wie merkwürdig, dass der Pariser College, Herr Frischauer, gerade in diesem Keimreichthum Seine-Babels die Grundlagen für ein fröhliches Gedeihen und für materielles Wohlbefinden besitzt. Seine üppige Berichterstattung erzeugt allerdings bei den Lesern mitunter Krämpfe.

Professor Victor Loos.

Tage des Taumels....

Herr Hermann Bahr hat schwere Tage überstanden. Dieser aller Berechnung weltenferne Mann, dessen Empfindungsleben nicht etwa auf den Nachweis, dass er früher geschriebene Volkstheater-Urtheile mit Rücksicht auf das Tantièmengeschäft nach Jahren gefälscht hat, sondern nur auf den Anblick einer alten Vase reagiert, lag drei Wochen im Fieber. Zuerst kam Sada Yacco und that es ihm mit ihr Loïe Fuller, die ihre Bewegungen wie »glühende Melodien« auf ihn wirken liess. Als aber gar Isidora Duncan in ein

*) Untersuchung Weichselbaum's vom 27. August — 2. Sept. 1892 und vom 12. Oct. — 18. Oct. 1892. Vergl. ferner Gruber's Untersuchung anlässlich der Typhusfälle im Frühjahr 1900, nach welcher das Wasser als »tadellos« und bakteriologisch als »vollkommen zufriedenstellend« bezeichnet wurde. Näheres in »Die Wasserversorgung etc. in Wien«, S. 123—124, ersch. 1901. Die Veröffentlichung erfolgte unter Hinweis auf die »vielfachen Anfeindungen«, womit natürlich das Verhalten der Presse gemeint war.

~~Zimmer des Hôtel Bristol trat, da war's um ihn geschehn.~~ Da jede~~s Fieber, das~~ Herrn Bahr befällt, zuerst immer den um viele Jahre älteren Hevesi ansteckt und in weiterer Folge die ganze Schaar von Kritikern, die an sich der Empfänglichkeit für Kinderkrankheiten noch nicht entwachsen sind, so machte alsbald das geistige Wien den Eindruck einer Stätte, auf der die aus fremden Culturen bezogene Seuche so manche sonst gesunde Besinnung dahingerafft hatte. Den wenig widerstandsfähigen Bahr hatte es vor allen Anderen. Er begann nach Fremdworten zu schnappen, rief Arsène Alexandre, Carabin und die Angela von Foligno und delirierte: Sada Yacco ist wie aus Krystall, sie hat eine Stimme, wie sie eine Blume haben müsste, eine von den ganz klein, ganz hell, ganz zart blühenden Blumen, die auf hohen Bergen in der dünnen Luft wachsen .... Und wie Franz Moor im Wahnsinn seinen Daniel beschwört, ihn ob seiner Phantasien recht tüchtig auszulachen, rief unser Patient, nicht ahnend, dass schmerzliches Mitleid den Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt' erfüllte: »Man wird mich auslachen, ich weiss!« Er zeigte auf Kawakami und bemühte sich, die grandiose Mimik dieses Japaners den stumpfsinnigen Mitteleuropäern zu erläutern; aber es stellte sich heraus, dass der arme Kawakami selbst leidend war ~~nämlich an~~ Veitstanz. Aufopfernde Freunde trugen Herrn Bahr in das Hôtel Bristol, wo ein eben angekommener Passagier, Fräulein Isadora Duncan, eine Separatvorstellung in griechischen Linien gab, und erhofften von diesem stärksten Gegengift, das zur Zeit in Wien vorräthig war, eine beruhigende Wirkung auf die Psyche des vordem so rüstigen Mannes, der eben unter Erscheinungen einer acuten Serpentinvergiftung vor Loïe Fuller darniederlag. Weit gefehlt! Kaum hatte Bahr die Duncan erblickt, so rief er auch schon aus: Man wird sich diesen Namen, der wie eine Ballade klingt, merken müssen! Er betheuerte, eine griechische Vase habe sich belebt, er »erblicke Musik« und fühle sich in eine »rein geistige Region entrückt«; denn diese Dame sei keine Dame, sie sei »eine Linie«. Da beugte sich Isadora Duncan zu ihm und meinte bescheiden, sie sei es noch nicht ganz, aber sie habe den Ehrgeiz, »vollkommen zur Linie zu werden«. »Und sie sah mit weiten, verlorenen Blicken wie in eine schimmernde Ferne hinaus« .... Dasselbe wiederholte sich, als Miss Duncan in der Secession tanzte. Hier gab Bahr plötzlich eine Conférence von sich,

wovon bekümmerte Freunde eine Erleichterung erhofften. Dafür stöhnte Herr Hevesi: »Eine neue Möglichkeit der Andacht kündigt sich an .... Sie tanzt mit blossen Füssen und Beinen .... Sie bot so viel ewig Verständliches, niemals Misszuverstehendes .... Sie abstractificierte den Schmerz in einer Curve .... Sie hat eine Illusion gegeben, man weiss nicht recht, von was, aber eine reizende Illusion, für die man ihr dankbar ist .... (lallend): Ein hochelegantes, ja sogar schon höchst hochelegantes Publicum war anwesend.« Und in der That, in der vordersten Reihe sass der Minister für Cultus und Unterricht, Herr v. Hartel, der sich, nachdem er die Universitätssorgen des Tages ~~hinter sich~~ hatte, ~~erst~~ hier, in der Nähe ~~Miss Duncan's~~ in eine »rein geistige Region« entrückt fühlte. Da sich freilich »eine neue Möglichkeit der Andacht« ankündigte, ist der Zusammenhang der ~~amerikanischen Tänzerin~~ wenigstens mit dem ~~einen Ressort~~ des Herrn v. Hartel verständlich. Oder war er in seiner Eigenschaft als philologischer Sachverständiger erschienen, weil er ~~in der ‚Neuen Freien Presse' gelesen~~ hatte, dass Fräulein Duncan »Theokrit und Ovid tanze«? Mein Gott, was tanzen diese exotischen Damen nicht Alles! Weil die Elssler die Unvorsichtigkeit begieng, Goethe zu tanzen, müssen wir ~~die Versicherung hinnehmen,~~ dass die Loïe Fuller Besnard und die Saharet gar Hermann Bahr tanzt. ~~Der eine erinnert sich an Dante Gabriel Rossetti, der andere an Khnopff, der dritte an Toorop~~ ... Aber die Amerikanerin ist am Ende so grausam, die Kritiken, die ihr hier die Speculanten des Schwachsinns und der Empfindsamkeit zu den nackten Füssen legten, auf ihre Reisen mitzunehmen. Auch der misstrauischeste Zeuge ihrer späteren Triumphe wird ihr eine Fähigkeit zugestehen müssen, die in sämmtlichen Berichten der zur Privatsoirée der Miss Duncan commandierten Wiener Kunstkritiker hervorgehoben ~~ward~~: Sie kann sich die Strümpfe ausziehen.

* * *

Die Coulissenschnüffelei ist bisher bloss in den anrüchigen »Rubriken« der Buchbinder, Landesberg und Stern gepflegt worden, und von dem Badezimmer der Odilon und der Hosenrolle der Opernsängerin, die das Mieder nicht lassen wollte, haben wir es

20/2

[illegible]

11

Tage de Tannes

Zd—I

TAGE DES TAUMELS.

Februar 1902

Herr Hermann Bahr hat schwere Tage überstanden. Dieser aller Berechnung weltenferne Kritiker, dessen Empfindungsleben nicht etwa auf die Erinnerung an alte Volkstheaterangriffe, die er später zu einem Buch der Freundschaft bearbeitete, sondern nur mehr auf den Anblick alter Vasen reagiert, lag drei Wochen im Fieber. Sada Yacco hatte es ihm angetan, und mit ihr Loïe Fuller, die ihre Bewegungen wie »glühende Melodien« auf ihn wirken ließ. Da jedes Fieber, das Herrn Bahr befällt, zuerst immer den um viele Jahre älteren Hevesi ansteckt und in weiterer Folge die ganze Schar von Kritikern, die an und für sich der Empfänglichkeit für Kinderkrankheiten noch nicht entwachsen sind, so machte alsbald das geistige Wien den Eindruck einer Stätte, auf ~~der~~ die aus fremden Kulturen bezogene Seuche so manche sonst gesunde Besinnung dahingerafft hatte. Den wenig widerstandsfähigen Bahr hatte es am heftigsten. Er begann nach Fremdworten zu ~~schn~~appen, rief nach Arsène Alexandre, Carabin und der Angela von Foligno und delirierte: Sada Yacco ist wie aus Kristall, sie hat eine Stimme, wie sie eine Blume haben müßte, eine von den ganz klein, ganz hell, ganz zart blühenden Blumen, die auf hohen Bergen in der dünnen Luft wachsen ... Aber während Franz Moor im Wahnsinn seinen Daniel beschwört, ihn ob seiner Phantasien recht tüchtig auszulachen, fürchtete unser Patient nichts mehr als dies, und nicht ahnend, daß schmerzliches Mitleid den Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatts' erfüllte, rief er: »Man wird mich auslachen, ich weiß!« Er zeigte auf Kawakami und bemühte sich, die grandiose Mimik dieses Japaners den stumpfsinnigen Mitteleuropäern zu erläutern; aber es stellte sich bald heraus, daß der arme Kawakami selbst leidend war und daß ein prosaischer Veitstanz die Gesichtszuckungen verursachte, die Bahr für eine Offenbarung allerneuester Schauspielkunst ~~ge~~halten hatte. Aufopfernde Freunde ~~trugen diesen~~ in das Hotel Bristol, wo ein eben angekommener Passagier, Fräulein Isadora Duncan, eine Separatvorstellung in griechischen Linien gab, und erhofften von diesem stärksten Gegengift, das zur Zeit in Wien vorrätig war, eine beruhigende Wirkung auf die Psyche des vordem so rüstigen Mannes, der ~~eben~~ unter Erscheinungen einer akuten Serpentinvergiftung vor Loïe Fuller darniederlag. Weit gefehlt! Man hatte nicht bedacht, daß dieser empfindliche Organismus von allem entzündet wird, was in seine Nähe kommt — hätte man hundert Tänzerinnen geholt, jede hätte, so verschieden sie auch untereinander wären, nur eine Steigerung der Temperatur bewirkt. Jedes Tapetenmuster nimmt in solchem Paroxysmus ein Gesicht an und jedes Gesicht wird zum Tapetenmuster. Kaum hatte Bahr die Duncan erblickt, so rief er auch schon aus: Man wird sich diesen Namen, der wie eine Ballade klingt, merken müssen! Er beteuerte, eine griechische Vase habe sich belebt, er »erblicke Musik« und fühle sich in eine »rein geistige Region entrückt«; denn diese Dame sei keine Dame, sie sei eine Linie. Da beugte sich Isadora Duncan zu ihm und meinte bescheiden, sie sei es noch nicht ganz, aber sie habe den Ehrgeiz, »vollkommen zur Linie zu werden«. »Und sie sah mit weiten verlorenen Blicken wie in eine schimmernde Ferne hinaus« .... Dasselbe wiederholte sich, als Miß Duncan in der Sezession tanzte. Hier gab Bahr plötzlich eine Conférence von sich, wovon bekümmerte Freunde eine Erleichterung erhofften. Vergebens. Und schon begann Herr Hevesi daneben unruhig zu werden und mit seltenen Worten nach dem Besucher zu werfen: »Eine neue Möglichkeit der Andacht kündigt sich an .... Sie tanzt mit bloßen Füßen und Beinen .... Sie bot so viel ewig Verständliches, niemals Mißzuverstehendes .... Sie abstraktifizierte den Schmerz in einer Kurve .... Sie hat eine Illusion gegeben, man weiß nicht recht,

Zd—II

von was, aber eine reizende Illusion, für die man ihr dankbar ist .... (lallend): Ein hochelegantes, ja sogar schon höchst hochelegantes Publikum war anwesend.« Bei getrübtem Sensorium eine zutreffende Beobachtung. Es war wirklich alles das, was da sein muß und was sonst nicht müßte, wozu das Dasein ist, wenn es nicht eben dazu wäre, daß man da ist. Und in der vordersten Reihe saß der Minister für Kultus und Unterricht, Herr v. Hartel, der sich, nachdem er die Universitätssorgen des Tages hinter sich hatte, endlich, in der Nähe einer Tänzerin, in eine rein geistige Region entrückt fühlen konnte. Da sich freilich eine neue Möglichkeit der Andacht ankündigte, ist der Zusammenhang der Miß Duncan mit den Tendenzen der Unterrichtsverwaltung des Herrn v. Hartel verständlich. Oder war er in seiner Eigenschaft als philologischer Sachverständiger erschienen, weil er gehört hatte, daß Fräulein Duncan »Theokrit und Ovid tanzt«? Mein Gott, was tanzen diese exotischen Damen nicht alles! Weil die Elßler die Unvorsichtigkeit beging, Goethe zu tanzen, müssen wir daran glauben, daß die Loïe Fuller Besnard und die Saharet gar Hermann Bahr tanzt. Die Amerikanerin ist am Ende so grausam, die Kritiken, die ihr hier die Spekulanten des Schwachsinns und der Empfindsamkeit zu den nackten Füßen legten, auf ihre Tournée mitzunehmen. Aber auch der mißtrauischeste Zeuge ihrer späteren Triumphe wird ihr eine Fähigkeit zugestehen müssen, die in sämtlichen Berichten der zur Privatsoiree der Miß Duncan kommandierten Wiener Kunstkritiker hervorgehoben wurde: Sie kann sich die Strümpfe ausziehen.

Zd—I

TAGE DES TAUMELS

Februar 1902

Herr Hermann Bahr hat schwere Tage überstanden. Dieser aller Berechnung ~~weltenferne Kritiker~~, dessen Empfindungsleben nicht etwa auf die Erinnerung an alte Volkstheaterangriffe, die er später zu einem Buch der Freundschaft bearbeitete, sondern nur ~~mehr~~ auf den Anblick alter Vasen reagiert, lag drei Wochen im Fieber. Sada Yacco hatte es ihm angetan, und mit ihr Loïe Fuller, die ihre Bewegungen wie »glühende Melodien« auf ihn wirken ließ. Da jedes Fieber, das Herrn Bahr befällt, zuerst immer den um viele Jahre älteren Hevesi ansteckt und in weiterer Folge die ganze Schar von Kritikern, die an und für sich der Empfänglichkeit für Kinderkrankheiten noch nicht entwachsen sind, so machte alsbald das geistige Wien den Eindruck einer Stätte, auf welcher die aus fremden Kulturen bezogene Seuche so manche sonst gesunde Besinnung dahingerafft hatte. Den wenig widerstandsfähigen Bahr hatte es am heftigsten. Er begann nach Fremdwörtern zu schnappen, rief nach Arsène Alexandre, Carabin und der Angela von Foligno und delirierte: Sada Yacco ist wie aus Kristall, sie hat eine Stimme, wie sie eine Blume haben müßte, eine von den ganz klein, ganz hell, ganz zart blühenden Blumen, die auf hohen Bergen in der dünnen Luft wachsen ... Aber während Franz Moor im Wahnsinn seinen Daniel beschwört, ihn ob seiner Phantasien recht tüchtig auszulachen, fürchtete unser Patient nichts mehr als dies, und nicht ahnend, daß schmerzliches Mitleid den Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatts' erfüllte, rief er: »Man wird mich auslachen, ich weiß!« Er zeigte auf Kawakami und bemühte sich, die grandiose Mimik dieses Japaners den ~~stumpfsinnigen~~ Mitteleuropäern zu erläutern; aber es stellte sich bald heraus, daß der arme Kawakami selbst leidend war und daß ein ~~prosaischer~~ Veitstanz die Gesichtszuckungen verursachte, die Bahr für eine Offenbarung allerneuester Schauspielkunst hielt. Er erläuterte die Mimik und verfiel dabei selbst in einen Veitstanz ... Aufopfernde Freunde brachten ihn in das Hotel Bristol, wo ein eben angekommener Passagier, Fräulein Isadora Duncan, eine Separatvorstellung in griechischen Linien gab, und erhofften von diesem stärksten Gegengift, das zur Zeit in Wien vorrätig war, eine beruhigende Wirkung auf die Psyche des vordem so rüstigen Mannes, der zu alldem unter Erscheinungen einer akuten Serpentinvergiftung vor Loïe Fuller darniederlag. Weit gefehlt! Man hatte nicht bedacht, daß dieser empfindliche Organismus von allem entzündet wird, was in seine Nähe kommt. Hätte man hundert Tänzerinnen geholt, jede hätte, so verschieden sie auch untereinander wären, nur eine Steigerung der Temperatur bewirkt. Jedes Tapetenmuster nimmt in solchem Paroxysmus ein Gesicht an und jedes Gesicht wird zum Tapetenmuster. Kaum hatte Bahr die Duncan erblickt, so rief er auch schon aus: Man wird sich diesen Namen, der wie eine Ballade klingt, merken müssen! Er beteuerte, eine griechische Vase habe sich belebt, er »erblicke Musik« und fühle sich in eine »rein geistige Region entrückt«; denn diese Dame sei keine Dame, sie sei eine Linie. Da beugte sich Isadora Duncan zu ihm und meinte bescheiden, sie sei es noch nicht ganz, aber sie habe den Ehrgeiz, »vollkommen zur Linie zu werden«. »Und sie sah mit weiten verlorenen Blicken wie in eine schimmernde Ferne hinaus« .... Dasselbe wiederholte sich, als Miß Duncan in der Sezession tanzte. Hier gab Bahr plötzlich eine Conférence von sich, wovon bekümmerte Freunde eine Erleichterung erhofften. Vergebens. Und schon begann Herr Hevesi daneben unruhig zu werden und mit seltenen Worten nach dem Besucher zu werfen: »Eine neue Möglichkeit der Andacht kündigt sich an .... Sie tanzt mit bloßen Füßen und Beinen .... Sie bot so viel ewig Verständliches, niemals Mißzuverstehendes .... Sie abstraktifizierte den Schmerz in einer Kurve .... Sie hat eine Illusion gegeben, man weiß nicht recht,

von was, aber eine reizende Illusion, für die man ihr dankbar ist .... (lallend): Ein hochelegantes, ja sogar schon höchst hochelegantes Publikum war anwesend.« Bei getrübtem Sensorium eine zutreffende Beobachtung. Es war wirklich alles da, was da sein muß und was sonst nicht wüßte, wozu das Dasein ist, wenn es nicht eben dazu wäre, daß man da ist. Und in der vordersten Reihe saß der Minister für Kultus und Unterricht, Herr v. Hartel, der sich, nachdem er die Universitätssorgen des Tages hinter sich hatte, endlich, in der Nähe einer Tänzerin, in eine rein geistige Region entrückt fühlen konnte. Da sich freilich eine neue Möglichkeit der Andacht ankündigte, ist der Zusammenhang der Miß Duncan mit den Tendenzen der Unterrichtsverwaltung des Herrn v. Hartel verständlich. Oder war er in seiner Eigenschaft als philologischer Sachverständiger erschienen, weil er gehört hatte, daß Fräulein Duncan »Theokrit und Ovid tanzt«? Mein Gott, was tanzen diese exotischen Damen nicht alles! Weil die Elßler die Unvorsichtigkeit beging, Goethe zu tanzen, müssen wir daran glauben, daß die Loïe Fuller Besnard und die Saharet gar Hermann Bahr tanzt . . . Die Amerikanerin ist am Ende so ~~grausam~~, die Kritiken, die ihr hier die Spekulanten des Schwachsinns und der Empfindsamkeit zu den nackten Füßen legten, auf ihre Tournéen mitzunehmen. Aber auch der mißtrauischeste Zeuge ihrer späteren Triumphe wird ihr eine Fähigkeit zugestehen müssen, die in sämtlichen Berichten der zur Privatsoiree der Miß Duncan kommandierten Wiener Kunstkritiker hervorgehoben wurde: Sie kann sich die Strümpfe ausziehen.

TAGE DES TAUMELS

Februar 1902

Herr Hermann Bahr hat schwere Tage überstanden. Dieser aller Berechnung entrückte Dichter, dessen Empfindungsleben nicht etwa auf die Erinnerung an alte Volkstheaterangriffe, die er später zu einem Buch der Freundschaft bearbeitete, sondern nur noch auf den Anblick alter Vasen reagiert, lag drei Wochen im Fieber. Sada Yacco hatte es ihm angetan, und mit ihr Loïe Fuller, die ihre Bewegungen wie »glühende Melodien« auf ihn wirken ließ. Da jedes Fieber, das Herrn Bahr befällt, zuerst immer den um viele Jahre älteren Hevesi ansteckt und in weiterer Folge die ganze Schar von Kritikern, die an und für sich der Empfänglichkeit für Kulturerscheinungen noch nicht entwachsen sind, so mußte natürlich das geistige Wien den Eindruck einer Stätte, auf welcher die aus fremden Kulturen bezogene Seuche so manche sonst gesunde Besinnung dahingerafft hätte. Der wenig widerstandsfähigen Bahr hatte es am heftigsten. Er begann nach Fremdwörtern zu schnappen, rief nach Arsène Alexandre, Carabin und der Angela von Foligno und delirierte: Sada Yacco ist wie aus Kristall, sie hat eine Stimme, wie sie eine Blume haben müßte, eine von den ganz klein, ganz hell, ganz zart blühenden Blumen, die auf hohen Bergen in der dünnen Luft wachsen ... Aber während Franz Moor im Wahnsinn seinen Daniel beschwört, ihn ob seiner Phantasien recht tüchtig auszulachen, fürchtete unser Patient nichts mehr als dies, und nicht ahnend, daß

schmerzliches Mitleid den Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatts' erfüllte, rief er: »Man wird mich auslachen, ich weiß!« Er zeigte auf Kawakami und bemühte sich, die grandiose Mimik dieses Japaners den unbeweglichen Mitteleuropäern zu erläutern; aber es stellte sich bald heraus, daß der arme Kawakami selbst leidend war und daß ein simpler Veitstanz die Gesichtszuckungen verursachte, die Bahr für eine Offenbarung allerneuester Schauspielkunst hielt. Er erläuterte die Mimik und verfiel dabei selbst in einen Veitstanz ... Aufopfernde Freunde brachten ihn in das Hotel Bristol, wo ein eben angekommener Passagier, Fräulein Isadora Duncan, eine Separatvorstellung in griechischen Linien gab, und erhofften von diesem stärksten Gegengift, das zur Zeit in Wien vorrätig war, eine beruhigende Wirkung auf die Psyche des vordem so rüstigen Mannes, der zu alldem unter Erscheinungen einer akuten Serpentinvergiftung vor Loïe Fuller darniederlag. Weit gefehlt! Man hatte nicht bedacht, daß dieser empfindliche Organismus von allem entzündet wird, was in seine Nähe kommt. Hätte man hundert Tänzerinnen geholt, jede hätte, so verschieden sie auch untereinander wären, nur eine Steigerung der Temperatur bewirkt. Jedes Tapetenmuster nimmt in solchem Paroxysmus ein Gesicht an und jedes Gesicht wird zum Tapetenmuster. Kaum hatte Bahr die Duncan erblickt, so rief er auch schon aus: Man wird sich diesen Namen, der wie eine Ballade klingt, merken müssen! Er beteuerte, eine griechische Vase habe sich belebt, er »erblicke Musik« und fühle sich in eine »rein geistige Region entrückt«; denn diese Dame sei keine Dame, sie sei eine Linie. Da beugte sich Isadora Duncan zu ihm und meinte bescheiden, sie sei es noch nicht ganz, aber sie habe den Ehrgeiz, »vollkommen zur Linie zu werden«. »Und sie sah mit weiten verlorenen Blicken wie in eine schimmernde Ferne hinaus« .... Dasselbe wiederholte sich, als Miß Duncan in der Sezession tanzte.

Hier gab Bahr plötzlich eine Conférence von sich, wovon bekümmerte Freunde eine Erleichterung erhofften. Vergebens. Und schon begann Herr Hevesi daneben unruhig zu werden und mit seltenen Worten nach dem Besucher zu werfen: »Eine neue Möglichkeit der Andacht kündigt sich an .... Sie tanzt mit bloßen Füßen und Beinen .... Sie bot so viel ewig Verständliches, niemals Mißzuverstehendes .... Sie abstraktifizierte den Schmerz in einer Kurve .... Sie hat eine Illusion gegeben, man weiß nicht recht, von was, aber eine reizende Illusion, für die man ihr dankbar ist .... (lallend): Ein hochelegantes, ja sogar schon höchst hochelegantes Publikum war anwesend.« Bei getrübtem Sensorium eine zutreffende Beobachtung. Es war wirklich alles da, was da sein muß und was sonst nicht wüßte, wozu das Dasein ist, wenn es nicht eben dazu wäre, daß man da ist. Und in der vordersten Reihe saß der Minister für Kultus und Unterricht, Herr v. Hartel, der sich, nachdem er die Universitätssorgen des Tages hinter sich hatte, endlich, in der Nähe einer Tänzerin, in eine rein geistige Region entrückt fühlen konnte. Da sich freilich eine neue Möglichkeit der Andacht ankündigte, ist der Zusammenhang der Miß Duncan mit den Tendenzen der Unterrichtsverwaltung des Herrn v. Hartel verständlich. Oder war er in seiner Eigenschaft als philologischer Sachverständiger erschienen, weil er gehört hatte, daß Fräulein Duncan »Theokrit und Ovid tanzt«? Mein Gott, was tanzen diese exotischen Damen nicht alles! Weil die Elßler die Unvorsichtigkeit beging, Goethe zu tanzen, müssen wir daran glauben, daß die Loïe Fuller Besnard und die Saharet gar Hermann Bahr tanzt ... Die Amerikanerin ist am Ende so geschickt, die Kritiken, die ihr hier die Spekulanten des Schwachsinns und der Empfindsamkeit zu den nackten Füßen legten, auf ihre Tournéen mitzunehmen. Aber auch der mißtrauischeste Zeuge ihrer späteren Triumphe wird

ihr eine Fähigkeit zugestehen müssen, die in sämtlichen Berichten der zur Privatsoirée der Miß Duncan kommandierten Wiener Kunstkritiker hervorgehoben wurde: Sie kann sich die Strümpfe ausziehen.

TAGE DES TAUMELS

Februar 1902

Herr Hermann Bahr hat schwere Tage überstanden. Dieser aller Berechnung entrückte Dichter, dessen Empfindungsleben nicht etwa auf die Erinnerung an alte Volkstheaterangriffe, die er später zu einem Buch der Freundschaft bearbeitete, sondern nur noch auf den Anblick alter Vasen reagiert, lag drei Wochen im Fieber. Sada Yacco hatte es ihm angetan, und mit ihr Loïe Fuller, die ihre Bewegungen wie »glühende Melodien« auf ihn wirken ließ. Da jedes Fieber, das Herrn Bahr befällt, zuerst immer den um viele Jahre älteren Hevesi ansteckt und in weiterer Folge die ganze Schar von Kritikern, die an und für sich der Empfänglichkeit für Kinderkrankheiten noch nicht entwachsen sind, so machte alsbald das geistige Wien den Eindruck einer Stätte, auf welcher die aus fremden Kulturen bezogene Seuche so manche sonst gesunde Besinnung dahingerafft hatte. Den wenig widerstandsfähigen Bahr hatte es am heftigsten. Er begann nach Fremdwörtern zu schnappen, rief nach Arsène Alexandre, Carabin und der Angela von Foligno und delirierte: Sada Yacco ist wie aus Kristall, sie hat eine Stimme, wie sie eine Blume haben müßte, eine von den ganz klein, ganz hell, ganz zart blühenden Blumen, die auf hohen Bergen in der dünnen Luft wachsen ... Aber während Franz Moor im Wahnsinn seinen Daniel beschwört, ihn ob seiner Phantasien recht tüchtig auszulachen, fürchtete unser Patient nichts mehr als dies, und nicht ahnend, daß

schmerzliches Mitleid den Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatts' erfüllte, rief er: »Man wird mich auslachen, ich weiß!« Er zeigte auf Kawakami und bemühte sich, die grandiose Mimik dieses Japaners den unbeweglichen Mitteleuropäern zu erläutern; aber es stellte sich bald heraus, daß der arme Kawakami selbst leidend war und daß ein simpler Veitstanz die Gesichtszuckungen verursachte, die Bahr für eine Offenbarung allerneuester Schauspielkunst hielt. Er erläuterte die Mimik und verfiel dabei selbst in einen Veitstanz ... Aufopfernde Freunde brachten ihn in das Hotel Bristol, wo ein eben angekommener Passagier, Fräulein Isadora Duncan, eine Separatvorstellung in griechischen Linien gab, und erhofften von diesem stärksten Gegengift, das zur Zeit in Wien vorrätig war, eine beruhigende Wirkung auf die Psyche des vordem so rüstigen Mannes, der zu alldem unter Erscheinungen einer akuten Serpentinvergiftung vor Loïe Fuller darniederlag. Weit gefehlt! Man hatte nicht bedacht, daß dieser empfindliche Organismus von allem entzündet wird, was in seine Nähe kommt. Hätte man hundert Tänzerinnen geholt, jede hätte, so verschieden sie auch untereinander wären, nur eine Steigerung der Temperatur bewirkt. Jedes Tapetenmuster nimmt in solchem Paroxysmus ein Gesicht an und jedes Gesicht wird zum Tapetenmuster. Kaum hatte Bahr die Duncan erblickt, so rief er auch schon aus: Man wird sich diesen Namen, der wie eine Ballade klingt, merken müssen! Er beteuerte, eine griechische Vase habe sich belebt, er »erblicke Musik« und fühle sich in eine »rein geistige Region entrückt«; denn diese Dame sei keine Dame, sie sei eine Linie. Da beugte sich Isadora Duncan zu ihm und meinte bescheiden, sie sei es noch nicht ganz, aber sie habe den Ehrgeiz, »vollkommen zur Linie zu werden«. »Und sie sah mit weiten verlorenen Blicken wie in eine schimmernde Ferne hinaus« .... Dasselbe wiederholte sich, als Miß Duncan in der Sezession tanzte,

Hier gab Bahr plötzlich eine Conférence von sich, wovon bekümmerte Freunde eine Erleichterung erhofften. Vergebens. Und schon begann Herr Hevesi daneben unruhig zu werden und mit seltenen Worten nach dem Besucher zu werfen: »Eine neue Möglichkeit der Andacht kündigt sich an .... Sie tanzt mit bloßen Füßen und Beinen .... Sie bot so viel ewig Verständliches, niemals Mißzuverstehendes .... Sie abstraktifizierte den Schmerz in einer Kurve .... Sie hat eine Illusion gegeben, man weiß nicht recht, von was, aber eine reizende Illusion, für die man ihr dankbar ist .... (lallend): Ein hochelegantes, ja sogar schon höchst hochelegantes Publikum war anwesend.« Bei getrübtem Sensorium eine zutreffende Beobachtung. Es war wirklich alles da, was da sein muß und was sonst nicht wüßte, wozu das Dasein ist, wenn es nicht eben dazu wäre, daß man da ist. Und in der vordersten Reihe saß der Minister für Kultus und Unterricht, Herr v. Hartel, der sich, nachdem er die Universitätssorgen des Tages hinter sich hatte, endlich, in der Nähe einer Tänzerin, in eine rein geistige Region entrückt fühlen konnte. Da sich freilich eine neue Möglichkeit der Andacht ankündigte, ist der Zusammenhang der Miß Duncan mit den Tendenzen der Unterrichtsverwaltung des Herrn v. Hartel verständlich. Oder war er in seiner Eigenschaft als philologischer Sachverständiger erschienen, weil er gehört hatte, daß Fräulein Duncan »Theokrit und Ovid tanzt«? Mein Gott, was tanzen diese exotischen Damen nicht alles! Weil die Elßler die Unvorsichtigkeit beging, Goethe zu tanzen, müssen wir daran glauben, daß die Loïe Fuller Besnard und die Saharet gar Hermann Bahr tanzt ... Die Amerikanerin ist am Ende so geschickt, die Kritiken, die ihr hier die Spekulanten des Schwachsinns und der Empfindsamkeit zu den nackten Füßen legten, auf ihre Tournéen mitzunehmen. Aber auch der mißtrauischeste Zeuge ihrer späteren Triumphe wird

ihr eine Fähigkeit zugestehen müssen, die in sämtlichen Berichten der zur Privatsoiree der Miß Duncan kommandierten Wiener Kunstkritiker hervorgehoben wurde: Sie kann sich die Strümpfe ausziehen.